

AUSGABE 1/2004
NISSAN 5764

€ 3,-

WWW.NUNU.AT



Antisemitismus: Altes Gift im neuen Europa

Leon de Winter im Interview



INHALT

- Seite 3 PRÄSIDENTSCHAFTSWAHL FgegenF**
Die Kandidaten Ferrero-Waldner und Fischer im Doppelinterview. Von Barbara Tóth
- Seite 6 ANTISEMITISMUS I Leon de Winter**
NU besuchte den Erfolgsschriftsteller in Amsterdam. Er sieht schwarz für die Juden in Europa: Israel sei das Alibi für neuen Antisemitismus. Von Danielle Spera
- Seite 12 ANTISEMITISMUS II Was wieder möglich ist**
Antisemitismus äußert sich subtiler als nur durch Übergriffe oder Schmierereien. Stimmungsbild eines diffusen Phänomens von Alexia Wemegger
- Seite 15 RÄTSEL Jiddisches zum Raten**
- Seite 16 ANTISEMITISMUS III Paul Lendvai**
Auch Paul Lendvai konstatiert im NU-Gespräch wachsenden Antisemitismus in Europa. Von Rainer Nowak
- Seite 19 MEDIEN Mauer oder Sicherheitszaun?**
In der Israel-Berichterstattung wird von „Mauer“ anstelle von „Zaun“ geschrieben, von „Aktivisten“ statt „Terrosisten“. Von Alexia Wemegger
- Seite 21 SCHULE Neue Managerschmiede**
Ronald S. Lauder, gründet in Wien eine Business School. Von Alexia Wemegger
- Seite 23 ZEITZEUGEN Oral History auf DVD**
Der Wiener Journalist Kurt Langbein interviewt – ähnlich wie Regisseur Steven Spielberg – Holocaust-Überlebende. Von Petra Stulber
- Seite 26 KUNST Maler des Widerstands**
Peter Menasse über den Wiener Künstler Robert Lettner
- Seite 30 KÜCHE Koscheres und Käsekrauter**
Im Londoner Hotel Savoy kocht der Österreicher Georg Fuchs vor allem Koscheres. Er selbst liebt's deftig. Von Axel Reiserer
- Seite 32 BUCH I Diaspora**
Der opulente Fotoband „Diaspora“ von Frédéric Brenner ist auf Deutsch erschienen. Von Saskia Schwaiger
- Seite 38 BUCH II Der Glückspilz**
In ihrem Buch „Reifeprüfung Prag 1989“ beschreibt NU-Autorin Barbara Tóth 24 Schicksale. Ein Vorabdruck.
- Seite 40 MEINUNG I Es wird ungemütlich**
Martin Engelberg über die Vorurteile der Europäer gegenüber den USA
- Seite 42 MEINUNG II Dajgezzen und Chochmezzen**
Erwin Javor und Peter Menasse über Landtagswahlen und die Bundespräsidentenwahl
- Seite 44 MEINUNG III Alltagsgeschichten**
Erwin Javor über die Rabbinerkonferenz in Wien und die Negativschlagzeilen durch Aussagen des IKG-Präsidenten



EDITORIAL

Liebe Leserin, lieber Leser!

Den Usancen der Medienwelt folgend, müsste ich zuerst über die jüngsten Erfolge von NU berichten. Aber vor den Vorhang gehört etwas ganz anderes: Wir haben in den letzten Monaten viele Spenden bekommen, die unser ständiges Finanzproblem zwar nicht beheben, aber doch mildern. Dafür bedanken wir uns herzlich. Ich verbinde das mit dem Aufruf an Sie, uns weiterhin zu unterstützen. Gegenleistung: eine spannende Zeitung, wie zum Beispiel die vorliegende Ausgabe.

Antisemitismus in Europa heißt diesmal der Schwerpunkt und da ist Danielle Spera ein toller Coup gelungen. Sie ist gemeinsam mit unserem Fotografen Peter Rigaud nach Amsterdam geflogen, um Leon de Winter zu interviewen. Der Autor zeigt sich stark besorgt über die Lage der Juden auf dem alten Kontinent und rät der jungen Generation besser gleich in die USA auszuwandern.

Ganz im Sinne des internationalen Anspruchs von NU dürfen wir Axel Reiserer im Redaktionsteam begrüßen. Er wird für uns künftig aus London berichten. Seine erste Geschichte führt ins legendäre Hotel Savoy, wo ein österreichischer Koch mit viel Erfolg koschere Küche serviert.

Neu im Heft ist unsere Rätselseite. Michaela Spiegel lässt die Leser nach (teilweise auch jiddischen) Wörtern suchen. Gerne würden wir von Ihnen wissen, wie Ihnen das Rätsel gefällt.

Zum Schluss doch noch ein Wort zu den Erfolgen von NU. Nach dem überwältigenden, internationalen Echo, das Helene Maimanns Porträt von Alfred Gerstl, dem Mentor von Arnold Schwarzenegger, hervorgerufen hat, ist auch der Bericht über die „Arisierung“ des Kaffeehauses von Leopold Drill durch den Wunderteam-Fußballer Matthias Sindelar medial heftig diskutiert worden. Dazu finden Sie eine kleine Zusammenschau am Ende des Heftes.

Viel Lesevergnügen und ein Chag Sameach!
Ihr Peter Menasse
Chefredakteur (Mail an: office@nunu.at)



Fotos: © P. Rigaud

Ferrero und Fischer: Gegen Israels Zaun

| Sie wissen nicht, wem Sie am 25. April Ihre Stimme geben sollen? NU bat die beiden Kandidaten zur Bundespräsidentenwahl zum (schriftlichen) Interview. Was Heinz Fischer und Benita Ferrero-Waldner zu dem Thema Antisemitismus, Friedenszaun, Nahostpolitik und NS-Vergangenheit zu sagen haben. Ein NU-Doppelinterview. |

Von Barbara Tóth

Fischer: „Habe viele Freunde in Israel“
SPÖ-Präsidentschaftskandidat Heinz Fischer über den Nahostkonflikt, sein Verhältnis zu arabischen Staaten, seine Arbeit im Kibbuz und sein Verhältnis zu seinem jüdischen Schwiegervater.

NU: Herr Fischer, in welches Land würde Ihre erste Auslandsreise als Präsident führen?

Fischer: Meine erste Auslandsreise würde mich in ein europäisches Land führen, und zwar in ein Land, das viele Berührungspunkte mit Österreich hat, sodass ein Besuch zum Symbol für gute und freundschaftliche Beziehungen werden kann. Das Land konkret zu nennen, ist aber erst möglich, wenn die entsprechende Einladung an den gewählten Präsidenten vorliegt, weil ansonsten diplomatische Gepflogenheiten verletzt werden.

NU: Was halten Sie von den Kontakten zur arabischen Welt, die die FPÖ, namentlich Jörg Haider, zuletzt intensivierte?

Fischer: Ich halte viel von guten Kontakten Österreichs zu Israel und zur arabischen Welt, und auch ich habe als Präsident des Nationalrates mehrmals Israel und fast alle Staaten der arabischen Welt (mit Ausnahme des Iraks und Libyens) besucht und mit den dortigen Staatspräsidenten und Regierungschefs Gespräche geführt. Die Reisen Jörg Haiders zu Saddam Hussein fallen sicher nicht in die Kategorie jener

Ferrero: „Beziehungen zu Israel vertiefen“
ÖVP-Kandidatin Benita Ferrero-Waldner über ihre außenpolitischen Ziele, geplante Auslandsreisen und die regen FPÖ-Kontakte zur arabischen Welt.

NU: Frau Ferrero-Waldner, in welches Land würde Ihre erste Auslandsreise als Präsidentin führen?

Ferrero-Waldner: Mit 1. Mai treten vier unserer Nachbarstaaten der Europäischen Union bei. Meine ersten Auslandsreisen würden daher von Budapest, über Pressburg nach Laibach und Prag führen.

NU: Auf Ihrer Homepage zeigen Sie sich im Gespräch mit Yassir Arafat – warum?

Ferrero-Waldner: Auf meiner Homepage werden Sie mich alternierend im Gespräch mit unterschiedlichen internationalen Persönlichkeiten finden.

NU: Was halten Sie von den Kontakten zur arabischen Welt, die die FPÖ, namentlich Jörg Haider, zuletzt intensivierte?

Ferrero-Waldner: Österreich unterhält traditionell gute Kontakte zur arabischen Welt. Nicht nur die unlängst stattgefundenen Staatsbesuche des amtierenden Bundespräsidenten oder des Nationalratspräsidenten Khol in Syrien beweisen dies. Ich selbst habe in den letzten

Auslandsbesuche, die Österreich und unserem Ansehen in der Welt dienen.

NU: Würden Sie als Bundespräsident solche Kontakte unterstützen?

Fischer: Ich werde als Bundespräsident meine Beziehungen und Kontakte zu den Staaten im Nahen Osten fortsetzen und ich werde dabei von meinen bisherigen Besuchen und Kontakten sehr profitieren. Ich habe viele Freunde in Israel, wo ich zum ersten Mal 1964 in einem Kibbuz gearbeitet habe.

NU: Welche Rolle würde der Nahe Osten auf Ihrer außenpolitischen Agenda als Bundespräsident spielen? Und würden Sie als Bundespräsident im Israel-Palästina-Konflikt vermitteln? Wenn ja, in welcher Form?

Fischer: Österreich, Norwegen, Schweden und auch Spanien sind Staaten, die im Nahen Osten einen guten Namen haben und die in der Vergangenheit viele nützliche Aktivitäten zur Eindämmung des Nahostkonfliktes und zur Ermöglichung von Friedensverhandlungen gesetzt haben. Diese Bemühungen werde ich fortsetzen und intensivieren. Die Formen, in denen sich diese Bemühungen abspielen, können nicht von vornherein schematisch definiert werden, sondern man muss flexibel und der jeweiligen Situation angepasst handeln.

NU: Der „Friedenzaun“ zwischen Israel und den palästinensischen Gebieten sorgt für weltweite mediale Berichterstattung. Was ist Ihre Meinung dazu?

Fischer: Ich halte den so genannten „Friedenzaun“ für keine gute Idee. Man muss bedenken, dass dieser Zaun bzw. diese Mauer ja nicht exakt auf der Grenze zwischen israelischem und palästinensischem Gebiet verläuft, sondern dass die Mauer so gebaut wird, dass dadurch das palästinensische Gebiet verkleinert wird. Und ich wäre nicht überrascht, wenn der internationale Gerichtshof zu der Auffassung gelangt, dass dies völkerrechtswidrig ist.

NU: Dieser Tage ist vielfach von einem neuen Antisemitismus die Rede – zu Recht?

Fischer: Ich glaube nicht, dass es einen „Neuen Antisemitismus“ gibt; aber es ist leider wahr, dass wir den Antisemitismus als solchen noch immer nicht überwunden haben, obwohl ich die Hoffnung hege, dass die

Jahren zahlreiche Besuche in arabischen Staaten – von Nordafrika bis in die Golfregion – gemacht Auch private Kontakte über die Parteigrenzen hinweg können durchaus eine sinnvolle Unterstützung sein, sofern sie dem Wohl Österreichs dienen.

NU: Würden Sie als Bundespräsidentin solche Kontakte unterstützen?

Ferrero-Waldner: Man sollte stets zwischen offiziellen Kontakten und privaten Reisen von Politikern unterscheiden.

NU: Welche Rolle würde der Nahe Osten auf Ihrer außenpolitischen Agenda als Bundespräsidentin spielen?

Ferrero-Waldner: Der Nahe Osten hat immer eine wichtige Rolle in der österreichischen Außenpolitik gespielt und Österreich wird sich weiterhin für ein friedliches Miteinander im Nahen Osten einsetzen. Während meiner jetzigen Amtszeit als Außenministerin habe ich intensiv meine Kontakte vor Ort genützt. Besonders froh bin ich darüber, dass es mir letztes Jahr gelungen ist, die Beziehungen zu Israel zu normalisieren. Sowohl mein Besuch in Israel als auch der Besuch von Außenminister Shalom in Wien waren dafür wichtige Schritte. Seit kurzem haben wir auch in Österreich wieder einen israelischen Botschafter. Ich werde als Bundespräsidentin diese Politik – in Absprache mit der österreichischen Bundesregierung.

NU: Würden Sie als Bundespräsidentin im Israel-Palästina-Konflikt vermitteln? Wenn ja, in welcher Form?

Ferrero-Waldner: Wenn beide Seiten an mich herantreten und das im Interesse eines friedlichen Miteinanders im Nahen Osten wünschen, wäre das eine verantwortungsvolle Aufgabe. Wichtig ist, dass Europa im Nahen Osten mit einer Stimme spricht. In diesem Sinne würde ich eine Vermittlungsrolle nur in enger Absprache mit unseren Freunden in der Europäischen Union übernehmen.

NU: Der „Friedenzaun“ zwischen Israel und den palästinensischen Gebieten sorgt für weltweite mediale Berichterstattung. Was ist Ihre Meinung dazu?

Ferrero-Waldner: Ich glaube, dass die Zeit vorbei sein muss, in der Zäune Menschen getrennt haben. Der Eiserne Vorhang wurde vor 15 Jah-

nächste und übernächste Generation den Antisemitismus in wachsendem Maß als schreckliches Relikt der Geschichte hinter sich lassen und verachten wird.

NU: Vergangenheitsbewältigung – Zeit für einen Schlusstrich oder zentrales Thema Ihrer möglichen Präsidentschaft?

Fischer: Weder noch. Die Idee zu einem so genannten „Schlusstrich“ hat sich aus faktischen, aus menschlichen und aus moralischen Gründen als undurchführbar erwiesen. Ein Schlusstrich kann nicht einfach verordnet werden, bevor nicht alles aufgearbeitet ist, was aufgearbeitet werden muss. Auf der anderen Seite kann ich nicht behaupten, dass die Vergangenheitsbewältigung das zentrale Thema meiner Präsidentschaft sein würde, aber es würde ein sehr wichtiges Thema sein, dem ich mich mit offenen Augen und offenem Herzen widmen würde. Meine langjährige Tätigkeit als Präsident des Österreichischen Nationalfonds für die Opfer des Nationalsozialismus würde mir dabei ebenso helfen wie meine persönlichen Freundschaften und familiären Beziehungen zu Menschen jüdischer Abstammung.

NU: Die Familie Ihrer Frau war im Exil – aus politischen wie „rassischen“ Gründen. Hat die jüdische Tradition in ihrem Familienleben eine Rolle gespielt – und wenn ja, in welcher Form?

Fischer: Mein Schwiegervater war und ist ein Österreicher jüdischer Herkunft, der 1938 in ein KZ eingeliefert wurde und dem nach einem Jahr KZ-Haft in Buchenwald und Mauthausen die Emigration nach Schweden ermöglicht wurde. Dennoch haben in seinem Alltagsleben jüdische Traditionen nach meinem Wissen keine große Rolle gespielt. Im Übrigen bin ich der Meinung, dass ein Kandidat für das Amt des Bundespräsidenten – zumindest innerhalb gewisser Grenzen – durchaus Einblick in sein Privatleben geben muss. Dies gilt aber nicht für andere Familienmitglieder, wie Kinder, Geschwister oder Schwiegereltern.

NU: Sie haben diesen Aspekt Ihrer Familie bislang nicht öffentlich gemacht. Aus Angst, dass das Thema Judentum in Österreich immer noch für Probleme in einem Persönlichkeitswahlkampf sorgen könnte?

Fischer: Ich bin im Wahlkampf auf alles gefasst, habe aber vor nichts Angst. ■

ren beseitigt. Wichtig ist, dass Menschen aufeinander zugehen. Ein Zaun ist immer etwas Trennendes.

NU: Dieser Tage ist vielfach von einem neuen Antisemitismus die Rede – zu Recht?

Ferrero-Waldner: Es gibt unterschiedliche Studien darüber, die in der letzten Zeit für Aufregung gesorgt haben. Leider gibt es in Europa immer Mitbürger, die gegen jemanden oder etwas sind. Hierbei bedarf es einer intensiven Aufklärung, eines neuen Miteinanders und vor allem eines Aufeinanderzugehens. Dabei ist auch internationale Zusammenarbeit notwendig, weshalb ich es begrüße, dass im April im Rahmen der OSZE eine Konferenz über das Phänomen des Antisemitismus in Berlin abgehalten wird.

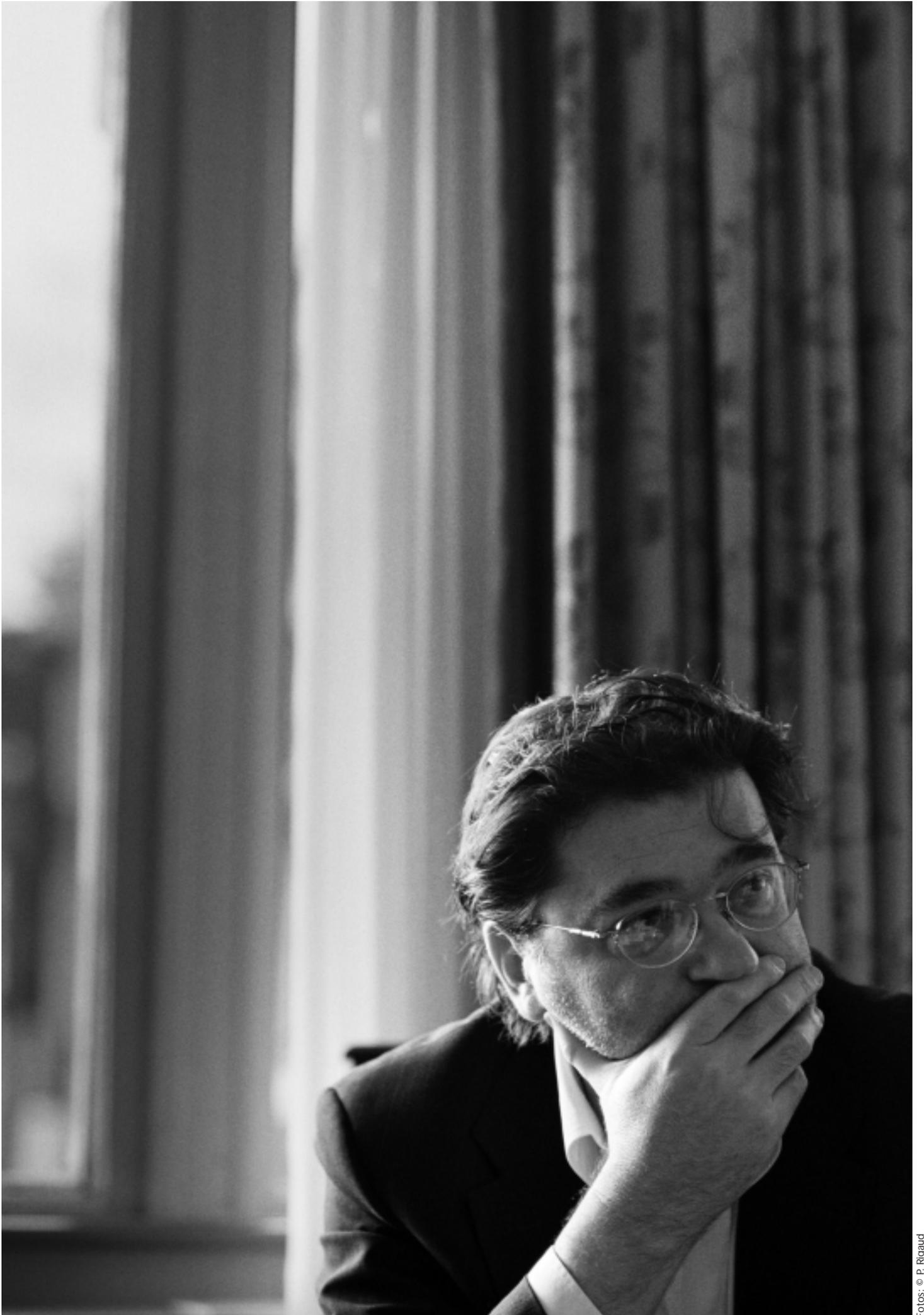
NU: Vergangenheitsbewältigung – Zeit für einen Schlusstrich oder zentrales Thema Ihrer Präsidentschaft?

Ferrero-Waldner: Die Regierung Schüssel hat hier bereits 2000 klare Signale gesetzt. Vergangenheitsbewältigung ist und war für diese Regierung ein zentrales Thema. Erfreulich ist, dass wir in kurzer Zeit viel erreichen konnten. Natürlich kann man durch materielle Leistungen das Leid vieler nicht lindern und schon gar nicht ungeschehen machen. Die Zuwendungen an Opfer des Nationalsozialismus, die Österreich seit 2000 erbracht oder in Aussicht gestellt hat, sind aber mehr als nur eine materielle Geste – sie sind ein Anerkennen, dass Unrecht geschehen ist und dafür die moralische Verantwortung übernommen wird. Jeder muss sich der Vergangenheitsbewältigung annehmen, damit es nie wieder einen Holocaust gibt. Dabei kommt der Erziehung unserer Jugend ganz besondere Bedeutung zu.

Als österreichische Bundespräsidentin wird es mir auch ein Anliegen sein, die Beziehungen zu Israel – deren Normalisierung ich herbeiführen konnte – im Geiste des gegenseitigen Respekts und Dialoges fortzusetzen und zu vertiefen.

NU: Eine persönliche Frage: Ihr Vater wurde im Krieg verwundet. Wie ging man in Ihrer Familie mit dem Zweiten Weltkrieg und der Vergangenheit um?

Ferrero-Waldner: Ich habe in meiner Jugend mit meinem Vater viel über seine Kriegserlebnisse gesprochen. Mein Vater hat immer gesagt: „Nie wieder Krieg!“ – und dafür stehe auch ich. ■



Ein Kibbuz in Montana

| Leon de Winter, holländisch-jüdischer Erfolgsschriftsteller und Autor regelmäßiger Kolumnen in niederländischen und von Kommentaren in deutschsprachigen Zeitungen sieht schwarz für die Juden in Europa, aber auch in Israel. Go west ist seine Devise. Gegenüber NU äußert sich Leon de Winter mit großer Offenheit. |

Von Danielle Spera

NU: Sie haben vor wenigen Wochen in der „Zeit“ über den Antisemitismus als vom „alten Gift im neuen Europa“ geschrieben, wir alle spüren das, erleben das. Was ist los in Europa?

De Winter: (lacht) Das ist ja eine wunderbar einfache Frage. Das Schlimme ist zugeben zu müssen, dass man auf einfache Fragen nicht immer einfache Antworten geben kann.

Wir erleben kein neues Phänomen, allerdings hat man jetzt ein Alibi. Das Alibi ist Israel. Dadurch meint man, die Juden kritisieren zu dürfen. Diese tiefe Entwicklung hat sich vor mehr als 20 Jahren angebahnt. 1982, im Libanon-Krieg.

Für mich bleibt das immer die Wende in der Perspektive, des Bilds von Israel. Die Kluft, die durch Sabra und Schatila entstanden ist. Viel von dem, was heute passiert, hat mit dem Bild der Europäer von der amerikanischen Regierung und von der Führung in Israel zu tun. Dazu kommt das große Bedürfnis nach Verschwörungen. Das ist etwas Neues. Es ist alles viel magischer geworden und dadurch noch schwieriger zu analysieren. Das große Bedürfnis an Irrationalität. Das ist, was mich am meisten ängstigt.

NU: Sie schreiben, dass die Empörung der Medien über Israels Umgang mit den Palästinensern zu einer Dämonisierung Israels geführt hat: Journalisten sehen nur, was sie sehen wollen – Israel als Täter.

De Winter: Es passt genau in das Schema: Wie könnt ihr überlegen sein, schaut doch, was man da mit den Palästinensern macht. Da vermischen sich Bilder der Vergangenheit mit Bildern unserer Gegenwart und dann heißt es, was die Israelis den Palästinensern antun ist das Gleiche, was die Europäer in der Vergangenheit mit den Juden gemacht haben. Das hat mit der Faktenlage im Nahen Osten nichts zu tun. Es ist ein Bedürfnis, diesen Vergleich anzustellen. Nur dadurch fühlt man sich von dieser „jüdischen Erpressung“ befreit.

NU: Die Vergleiche der Juden mit den Nazis bleiben unwidersprochen.

De Winter: Es gibt kaum jemanden, der das korrigiert. Das macht mir Angst. Ich fühle mich schon wie ein Dissident. Ich bin der Einzige hier in Holland, der sich auf diese Weise in den Medien äußert. In Deutschland gibt es Henryk Broder, aber abgesehen davon – wer ist da noch? In Frankreich gibt es einige, Glucksmann, Henry Lévy, Finkelkraut. Auf einmal haben wir das Gefühl, dass etwas nicht stimmt in unserer europäischen Umgebung. Ich spüre Unruhe und frage mich: ist das meine private Verrücktheit? Aber offensichtlich haben das andere auch.

NU: Wann ist dieses Gefühl entstanden?

De Winter: Eigentlich sehr bald nach dem 11. September. Heute kann ich mit nicht jüdischen Freunden darüber gar nicht mehr reden. Ich kann nicht mehr, ich habe die Worte nicht mehr. Ich kann nicht erklären, dass ich gar nicht anders kann, wegen meiner Jugend und wegen der Erfahrungen meiner Eltern. Wie war das damals in den 30er Jahren, ist das wie jetzt? Dass wir beieinander sitzen, mit Freunden, und sagen: Naja, es wird nicht so weit kommen. Ich mache lieber den Fehler zu übertreiben, als zu unterschätzen was geschieht. Aber wenn es sich nur auf mich beschränkte, dann wäre es erträglicher, dann könnte ich zu mir sagen, na ja, ich bin ein bisschen verrückt und ich lese zu viel darüber und ich begegne zu vielen Juden. Nein, alle Juden die ich kenne, haben die gleichen Gefühle.

NU: Man hat den Eindruck, Europa kommt nicht vom Antisemitismus los.

De Winter: Da herrscht eine unglaubliche Hysterie bei allem, was die Juden in Israel machen. Es stört die Europäer nicht, wenn Araber einander töten. Es ist nur interessant, wenn Juden Araber töten. Seht doch die Fakten an. Was ist da passiert seit dieser 2. Intifada? Wie

viele Menschen sind gestorben. 3.500 Palästinenser – ein Teil davon sind unschuldige Menschen gewesen. Das ist unerträglich, aber – und es ist schrecklich, dass man das hinzufügen muss – in der gleichen Gegend gibt es viel Schlimmeres, wobei wir nicht von 3.500 Menschen reden, sondern von hunderttausenden oder Millionen Menschen, die getötet worden sind, und darüber reden wir nicht. Warum sind die Ereignisse in Tschetschenien weniger wichtig, obwohl sich dort das Gleiche abspielt? Ein Volksaufstand, eine Besatzungsmacht, Anschläge, Selbstmordattentate. Es geht auch um Muslime, die da sterben, Grozny ist völlig zerstört, eine Großstadt völlig zerstört. Die Hälfte der Bevölkerung ist geflüchtet, etwa ein Drittel ist getötet worden. Also, wir reden hier über einen Skandal, der unvergleichbar größer ist, als was in den palästinensischen, besetzten Gebieten passiert, und dennoch hat es nicht unser europäisches Interesse. Warum nicht? Ich habe keine andere Antwort als – die Täter dort sind keine Juden. Ich finde keine andere Erklärung. Weil die Lage so gleich ist. Also hat es etwas mit Juden zu tun.

NU: Das heißt, es wird alles darauf reduziert?

De Winter: Man hört auf klar zu denken und beginnt, über Verschwörungen zu reden. Wir wissen alle, wie sich die Idee über 9/11 hält, dass der Mossad dahinter stünde. Diese Theorie ist ja mittlerweile populär. Auch jemand wie Michael Moore trägt viel dazu bei. Er ist wirklich kein koscherer Mensch. Dann wird es eigentlich sehr schwierig. Fakten haben keinen Wert mehr, keinen Effekt. Es ist einfacher und bequemer, an

die jüdische Verschwörung zu glauben. Man denkt an so etwas wie „jüdische Macht“, „amerikanische Macht“, „kapitalistische Macht“. Diese Art von Denken hat nichts mehr mit der Realität zu tun. Man glaubt an Verschwörungen, um die Spannungen in der Welt zu erklären. Dazu kommt auch noch das Gefühl, dass man von Juden erpresst wird, was auch gegen Ende der 30er Jahre sehr stark eine Rolle spielte. Das Schlimme ist, wie weit verbreitet diese Ideen sind. Sie finden sich überall.

NU: Gibt es eine Lösung?

De Winter: Nein, es gibt keine Lösung, wir sollten uns nicht irren und in schönen, einfachen Antworten verlieren. Ich weiß nicht, was man machen kann. Meine einzige Idee ist, einen schönen Kibbuz in Idaho zu gründen, oder in Montana.

NU: Der neue Antisemitismus ist schwer zu fassen, Daniel Goldhagen spricht vom globalisierten Antisemitismus, der ganz eng mit dem Antiamerikanismus verwoben ist. Darin paart sich der Stammtisch mit linken Intellektuellen, alten Nazis und jungen Moslems. Wie ist es möglich, dass so unterschiedliche Gruppen derart gemeinsame Ressentiments haben?

De Winter: All diese Gruppen haben die gleichen Feinde. Obwohl ich mich da sehr allein und isoliert fühle, gibt es etwas, das mich tröstet. Es ist jetzt nicht nur gegen die Juden gerichtet, sondern auch gegen die 200 Millionen Amerikaner. Ich hatte gedacht, die Geschichte wird sich nie wiederholen.





De Winter: „Es ist einfach, an die jüdische Verschwörung zu glauben, um die Spannungen in der Welt zu erklären.“

Heute bin ich nicht mehr davon überzeugt. Dann denke ich an Amerika und denke mir, es ist nicht so schlimm, wir haben einen Ausweg.

NU: Ist nicht der Antisemitismus der radikalen Moslems mit dem der Nazis vergleichbar, wenn man bedenkt, wie Juden in arabischen Zeitungen dargestellt oder genannt werden, in Hetzsendungen in arabischen Medien etc. Das Ziel ist ja eigentlich auch das gleiche.

De Winter: Die ganze arabische Welt ist im Moment ebenso antisemitisch wie Nazi-Deutschland gegen Ende der 30er Jahre, eine Zivilisation, die traditionell nicht antisemitisch war. Jetzt gibt es den Antisemitismus der Einwanderer aus Nordafrika. So wie sich ihr Hass auf die Juden heute äußert, das ist ein neues Phänomen.

Die Obsession mit Israel kommt da ganz stark zum Tragen. Bei den jungen Arabern spürt man eine ganz starke Identifizierung mit den palästinensischen Opfern. Es ist interessant, denn die Opfer, die Saddam Hussein auf dem Gewissen hatte, oder die Verfolgungen, Folter und Mord durch die Assad-Familie in Syrien, die spielen keine Rolle. Im Blickpunkt sind einzig und allein

die Juden.

NU: Bei der Sicht auf Israel spielt aber doch auch die Politik Ariel Sharons eine Rolle?

De Winter: Durch die völlige Dämonisierung Israels und Sharons hat man Argumente. Jetzt kann man sagen, die Juden sind wie die Nazis, sie benehmen sich wie Bestien, sie sind Massenmörder. Durch Sharon kommen immer wieder Sabra und Shatila ins Gespräch. Auch das kann man so nicht stehen lassen. Die ganze Welt denkt, es waren die Juden, die das verursacht haben. Fakten spielen keine Rolle. Denn die Täter waren maronitische Christen, die für den Tod ihres Anführers Rache nehmen wollten. Was sind die Spielregeln dieser Clans? Rache. Wir in Europa verstehen das nicht. Wir leben nach anderen Regeln. Wir denken, soll doch die Polizei die Mörder suchen, verhaften und dann sollen sie ihre Strafe bekommen. Die Maroniten wollten ihre Rache.

NU: Sharon hat es aber zugelassen, dass furchtbare Rache geübt wurde.

De Winter: Sharon hat gesagt, wir schauen weg, denn wenn wir das nicht machen, verraten wir euch nochmals, liefern wir euch nochmals den Mördern aus. Das wäre eine Erniedrigung gewe- ▶

sen. Drei Jahre später hat die schiitische Amal-Miliz in Shatila das gleiche Verbrechen begangen. Es gab keinen Aufschrei in der Öffentlichkeit.

NU: Israel und einen israelischen General misst man mit den Maßstäben einer Demokratie. An ihn stellt man einen anderen Anspruch als an einen arabischen Clanführer.

De Winter: Ja, wenn Israel in Norddeutschland läge und als Nachbarn Dänemark hätte, könnte man so denken. Aber nicht im Nahen Osten. Dort sind die Spielregeln anders als im Nachkriegseuropa. Warum soll man nicht die gleichen Ansprüche an Syrien, Ägypten oder Jordanien, Saudi-Arabien, Irak, Iran usw. stellen. Dann gäbe es keine Argumente mehr, um die Juden zu kritisieren. Das Schlimme ist, dass sich die Juden verhältnismäßig gut benehmen. Können Sie sich vorstellen, dass in einem anderen Land im Nahen Osten Piloten ihren Einsatz verweigern und das öffentlich kundtun? Von diesen Leuten hätten wir wahrscheinlich nie wieder gehört. Sie wären sofort erschossen worden. So ist das Spiel. Israel ist eine demokratische Gesellschaft und alle arabischen Länder sind das nicht. Die Araber mit den meisten Freiheiten im Nahen Osten sind jene Araber, die in Israel leben, selbst als so genannte Bürger zweiter Klasse. Das ist nicht meine Meinung. Das sind die nackten und unerträglichen Fakten. Punkt.

NU: Die USA und die Juden werden seit dem Irak-Krieg immer in Zusammenhang gebracht. Da konzentriert sich die ganze Kritik auf Bush und seine jüdischen Berater.

De Winter: Es ist eine herrliche Vereinfachung, weil es uns von dem Gefühl befreit, dass wir vielleicht auch ein bisschen zum Klima in der

„Ich hätte nicht erwartet, dass ich eines Tages sagen würde: Ich mag diesen Bush. Er gibt mir wenigstens das Gefühl, dass er ein bisschen versteht, was da los ist im Nahen Osten.“

arabisch-islamischen Welt beigetragen haben. Andererseits gibt es uns das – falsche – Gefühl, dass wir nicht bedroht werden. Es sind nur die Amerikaner, die gehasst werden. Was für eine Illusion! Wir weigern uns, in einer Welt zu leben, die vielleicht zum Militäreinsatz führen könnte, wir weigern uns, mit dem Gedanken zu leben, dass es Leute gibt, die uns hassen, einfach weil sie uns hassen. Der zweite Weltkrieg konnte nur beendet werden, weil schreckliche Gewalt ausgeübt wurde, von einem unglaublichen Ausmaß. Wir haben kaum eine Vorstellung davon, was die Amerikaner, Briten und Russen im deutschsprachigen Raum gemacht haben, um die Verwüstungen der Nazis zu begrenzen und zu überwinden. Gewalt war die einzige Antwort. Es gibt Konflikte, auf die man nur mit Gewalt reagieren kann. Ich glaube, die Amerikaner hatten am Ende in Afghanistan keine andere Wahl und auch nicht im Irak.

NU: Darauf kann man jetzt sagen, wie sieht es denn jetzt in Afghanistan aus und im Irak – täglich mindestens ein Anschlag.

De Winter: O. k. – dann hören wir mit der Außenpolitik auf. Warum sollten wir etwas machen in Liberia, in Haiti, warum? Sollen sich die Leute doch umbringen. Geben wir eben das Bewusstsein auf, dass wir etwas zur Verbesserung der Welt beitragen können, aber lasst uns dann auch aufhören, Israel zu kritisieren. Saddam Hussein hat hunderttausende Menschen ermordet, er hat Kriege geführt, bei denen 2 Millionen Menschen getötet worden sind, und dennoch ist das nicht unsere Sache? Aber Israel und die besetzten Gebiete sind unsere Sache? Ich verstehe da etwas nicht. Entweder wir kritisieren alle oder wir kritisieren niemanden.

NU: Das heißt Verhandlungen haben keine Relevanz.

De Winter: Wir können unsere Vorstellungen und Normen nicht auf eine irrationale Welt übersetzen. Im Kalten Krieg ist Schlimmes geschehen, es gab schreckliche Diktaturen, wir wissen auch, was in den Gulags passiert ist. Sie waren zugleich aber auch rational, es



waren machtbesessene Technokraten. Da gab es aber den religiösen Fanatismus, das magische Denken nicht. Ein Hamas-Führer hat unlängst erklärt: Wir lieben den Tod mehr als das Leben und das Schwache bei den Juden ist, dass die das Leben mehr lieben als den Tod. Und er hat Recht! Zugleich verstehe ich nicht, warum wirklich religiöse Leute bei den Beerdigungen in Gaza, wenn Israel Hamas- und Jihad-Leute ermordet hat, dann nicht froh sind und durch die Straßen tanzen: Unsere Leute sind im Himmel.

NU: An den USA und an Präsident Bush ist aber doch tatsächlich auch viel zu kritisieren.

De Winter: Die Leute haben kein Gedächtnis, was Clinton über die Lage im Nahen Osten und im Irak gesagt hat. Wenn man Zitate Clintons vorliest, ohne ihn zu nennen, dann wäre die Antwort: Hör auf mit der religiösen Rhetorik von dem verrückten Bush. Diese Kontinuität will man nicht wahrnehmen. Es macht keinen Unterschied, ob Kerry Präsident ist oder Bush. Ich war auch begeistert von Gore. Ich hätte nicht erwartet, dass je ein Tag kommen könnte, wo ich sagen würde: Ich mag diesen Bush eigentlich. Wenn Sie mir das vor vier Jahren gesagt hätten, hätte ich Sie für wahnsinnig erklärt. Aber so ist es jetzt. Er gibt mir das Gefühl, dass ich nicht alleine bin. Er gibt mir das Gefühl, dass er ein bisschen versteht, was da los ist im Nahen Osten und in der Welt.

NU: Welche Perspektive haben wir nach all dem, was wir besprochen haben? Was bleibt für uns Juden?

De Winter: Eine Ranch in Montana, eine schöne Ranch in Montana. Ich habe nichts mit Pferden, aber als Holländer könnte ich mir da eine Ranch mit wunderbaren Kühen vorstellen. So etwas ist nicht schlimm.

NU: Es wäre aber weit entfernt von unserer urbanen, auch urban-jüdischen Kultur.

De Winter: Man gewöhnt sich daran. (lacht). Wenn es genug Juden gibt, die eine Ranch in Montana haben, dann könnte man auch einige Restaurants eröffnen, ein Theater und Kneipen und wunderbaren Wiener Kaffee trinken.

NU: In „Malibu“ sagt Philip zu Joop Kaufmann, die Juden sollen alle in Israel leben, dort gehörten sie hin, da können sie über ihr Schicksal



De Winter im Gespräch mit NU-Autorin Danielle Spera

selbst bestimmen. Haben Sie je daran gedacht?

De Winter: Ich mache mir große Sorgen um die Zukunft Israels. Der Hass in der arabisch-islamischen Welt ist sehr groß. Außerdem wird sich die Bevölkerung in der arabisch-islamischen Welt in den kommenden 25 Jahren verdoppeln. Es wird also dann 600 Millionen Araber dort geben. Zur gleichen Zeit sehen wir auch in Israel diese demografische Entwicklung, die Gruppe der säkularen Juden wächst kaum, die sehr orthodoxen wachsen in ihrem Umfang. Als moderner Jude dort zu leben, wird sehr schwierig. Wenn es so weitergeht, dann gibt es keine Zukunft für Israel. Also, ich bin da sehr pessimistisch und habe die Befürchtung, dass wir Zeugen einer biblischen Tragödie sind.

NU: Nach Israel zieht Sie überhaupt nichts?

De Winter: Nein, ich denke, dass ich, wenn ich in Israel lebte, das Land auch sehr stark kritisieren würde. Es gibt viel, dass man kritisieren sollte. Aber ich glaube nicht an einen Frieden mit den Palästinensern. Ich glaube nicht, dass die Mehrheit der Palästinenser jemals imstande sein wird, neben einem reichen, wohlhabenden, mächtigen Land zu leben, in dem Juden leben. Ich glaube nicht, dass je ein Frieden zustande kommt.

NU: Wie lässt sich erklären, dass trotz der Kritik an den USA Amerika dann doch so eine enorme Anziehungskraft auf junge Europäer hat?

De Winter: Weil es eben nicht um Logik, nicht um Rationalität geht. Es geht um schwierige, ich möchte sagen, dunkle Emotionen. Es geht um Schuld und sehr komplexe Mechanismen. Wir Juden haben jedenfalls aus unserer Vergangenheit gelernt. Das Einzige, das für uns

Der neue Antisemitismus

| Übergriffe, Grabschändungen, Nazi-Schmierereien – das sind die altbekannten Formen des Antisemitismus. Medien, Politiker, Intellektuelle gehen aber meist subtiler vor. Immer öfter wird wieder Antisemitisches geäußert – meist einhergehend mit oder getarnt als Kritik am Staat Israel und nicht selten gepaart mit Antiamerikanismus. Was wieder möglich ist – Stimmungsbild eines diffusen Phänomens. |

Von Alexia Wernegger

In einer Wiener Straßenbahn hat jemand „Saujude“ an die Wand gekritzelt. In Frankreich werden jüdische Buben angehalten, statt der Kippa lieber eine Baseball-Kappe aufzusetzen, um sich keinen gewalttätigen Übergriffen auszusetzen. Aus ganz Europa gibt es Meldungen, wonach Gräber verwüstet werden. Das ist der Antisemitismus, wie wir ihn kennen. Traurig, aber wahr, scheint er zu Europa zu gehören. Er ist immer da, unterschwellig, mal mehr, mal weniger versteckt.

Seit dem Ausbruch des Irak-Kriegs hat der öffentliche Diskurs zu diesem Thema aber ein zusätzliches Motiv bekommen: Bei vielem, von dem bis dahin nicht gewagt wurde, es zu sagen, erscheint es nun legitim, ausgesprochen werden zu dürfen. Mehr noch: Antisemitismus kommt nicht nur von rechts, wie zu erwarten ist, sondern neuerdings verstärkt auch von links – im Zug einer überzogenen Kritik an Israel, am Zionismus, an der so genannten Holocaust-Lobby und am so genannten Shoa-Business der angeblich jüdisch beherrschten USA. Daraus entsteht, wie es SPÖ-Bundesgeschäftsführer Norbert Darabos treffend formulierte, eine „abstruse Mischung aus Verschwörungstheorien, Antisemitismus und Antiamerikanismus“. Das Gefährliche dabei: Im „linken Mäntelchen“ sind antisemitische Ressentiments von vielen nicht so rasch als solche zu erkennen.

Das Dokumentationsarchiv des Österreichischen Widerstandes (DÖW) warnte schon vergangenes Jahr vor diesem Phänomen. Das DÖW stellte dabei die „Antiimperialistische Koordination“ (AIK) an den Pranger. Es seien Gruppen wie die AIK, die mit ihrer „antizionistischen Kritik“ den Antisemitismus schüren, so das DÖW. Ihre Gefährlichkeit liege darin begründet, „dass sie im Unterschied zu Rechts-extremen dies jedoch in Abrede stellen und so bei Menschen Gehör finden, welche sich ansonsten solch einer Propaganda verschließen würden“. Die außerparlamentarische Linke in

Österreich ist seit dem Irak-Krieg besonders aktiv: Gegen den „imperialistischen und faschistischen Krieg der USA“ formierten sich Gruppen wie die AIK, die Revolutionäre Kommunistische Liga (RKL) oder die Kommunistische Aktion – marxistisch-leninistisch (KOMAX-ML). Ihnen gegenüber stehen nun Anhänger von Café Critique, der Ökologischen Linken Wien oder der Basisgruppe Politikwissenschaft. Fazit des Politologen Anton Pelinka: „Linksradikale Gruppen präsentieren sich derzeit so zerklüftet wie selten zuvor.“ Und: Ein Großteil der antiimperialistisch motivierten Linken laufe Gefahr, gegenüber europäischem und arabischem Antisemitismus blind zu werden.

Antizionismus und Antisemitismus

Die Stoßrichtung dieses neuen, links motivierten Antisemitismus folgt einem Muster: Sie wird als Kritik am Staat Israel getarnt. Am deutlichsten sprach das vergangene Jahr der Präsident des Rates der jüdischen Institutionen in Frankreich (CRIF), Roger Cukierman, aus. „Der Antizionismus ist die neue Bekleidung des Antisemitismus“, meinte er und warnte vor der neuen „braun-grün-roten Allianz“. Eine Aussage, die in Frankreich eine heftige Debatte auslöste. Grünen-Chef Gilles Lemaire bezeichnete diese Äußerungen postwendend als „unzulässig“. Aber wo endet berechtigte Kritik am Vorgehen des Staates Israel, und wo beginnen antisemitische Ressentiments? Die Grenzziehung ist schwierig. Eines scheint klar: „Wenn man aber die Israelis mit den Nazis vergleicht, ist Schluss mit lustig“, sagt der frühere Präsident des European Jewish Congress (EJC), Michel Friedman. Allerdings: Kritik an Israel sei eben nicht gleich Antisemitismus, man müsse genau hinsehen. Eine Berichterstattung etwa, die stets von „jüdischen Siedlern“ spreche, sei problematisch. Denn es handle sich um israelische Siedler. Friedman: „Wir reden zu Recht von Palästinern-

sern und nicht von Muslimen. Der Nahostkonflikt ist ein staatlicher Konflikt zwischen den Palästinensern und den Israelis und nicht ein religiöser Konflikt zwischen Muslimen und Juden.“

Den Versuch einer Grenzziehung unternahm der französische Publizist Pascal Boniface. In seinem Buch „Est-il permis de critiquer Israël?“ (Ist es erlaubt, Israel zu kritisieren?) erklärt der Autor, dass die Gleichsetzung jeglicher Kritik an der Politik der israelischen Regierung mit Antisemitismus abzulehnen sei. Das sei ein „Missbrauch der Opferrolle“. In dieses Horn stoßen hier zu Lande auch die Vertreter der Bewegung „Jüdische Stimme für einen gerechten Frieden – Österreich“, Teil der „European Jews for a Just Peace“. Sie propagieren, dass Kritik an Israel nicht unbedingt Antisemitismus bedeute.

In diese Kerbe schlagen auch zahlreiche Kommentatoren – vor allem in konservativ positionierten Zeitungen. So war vergangenen Dezember in der „Neuen Zürcher Zeitung“ zu lesen, dass der Antisemitismus-Vorwurf, der dafür verwendet werde, die israelische Besatzungspolitik vorbehaltlos zu verteidigen, radikal an Glaubwürdigkeit verliere, und zwar auch dort, wo er berechtigt sei, zum Beispiel bei rassistischer Agitation gegen Juden in Europa. Der Verdacht, dass die Konzentration der Medien auf den ungelösten Nahostkonflikt mit „unterschwelligem antisemitischen Motiven“ zu tun haben könnte, müsse als „abstruse Verschwörungstheorie“ qualifiziert werden. Und: „Zu den Voraussetzungen für eine nüchterne Antisemi-

tismus-Diskussion gehört der verantwortungsvolle Umgang mit Fakten, Begriffen und Proportionen.“

Noch akzentuierter formulierte es „Die Zeit“ diesen Februar: Die Beschwörung der Erinnerung an den Holocaust dürfe nicht dazu verleiten, in neuen antijüdischen Stimmungen gleich „eine Wiederholung der finsternen Geschichte des 20. Jahrhunderts zu sehen“. Die Einschätzung jüdischer Organisationen, der Antisemitismus in Europa nähere sich einem Punkt, an dem er so schlimm wäre wie in den Dreißigerjahren, sei „sicher maßlos übertrieben“.

In Österreich hielt der Journalist Michael Fleischhacker dazu vergangenen November in einem Leitartikel für die konservative „Presse“ fest: „Wer ohne Vorbehalte an die Frage herangeht, kann nur zu dem Ergebnis kommen, dass es selbstverständlich unzulässig ist, Kritiker der israelischen Politik pauschal mit dem Verdikt des Antisemitismus zu belegen. Dem steht freilich entgegen, dass viele Exponenten des ‚normalen‘ Antisemitismus dazu übergegangen sind, ihre antisemitischen Ressentiments mit dem Hinweis auf berechtigte Kritik an der gegenwärtigen israelischen Politik zu bemänteln.“

Eines steht jedenfalls fest: Die Diskussion über Antisemitismus hat seit dem Irak-Krieg neue Nahrung bekommen. Und Ressentiments gegen Juden – egal ob von rechts oder links kommend – finden wieder wachsenden Zuspruch. Das belegt eine Reihe von Umfragen und Untersuchungen, die zuletzt publiziert wurden. Am meisten Aufsehen erregte wohl jene europaweite Studie von der Beobachtungsstelle für Rassismus und Antisemitismus der EU (EUMC), die für Monate unter Verschluss gehalten und erst nach medialem Druck veröffentlicht wurde. Nicht von der Einrichtung selbst, sondern von jüdischen Organisationen im Web (siehe Kasten: jüngste Studien zum Antisemitismus).

Der globalisierte Antisemitismus

Aber nicht nur „linker“ Antisemitismus ist verstärkt zu beobachten, sondern auch eine Art „Globalisierung“ des Antisemitismus. Nicht mehr der Jude nebenan, sondern die vermeintliche jüdische Lobby in den USA, die mutmaßliche „zionistische“ Weltorganisation, deren Drahtzieher in Israel und den USA sitzen würden, sind die neuen Schreckgespenster. Der globalisierte Antisemitismus existiert auf neuem, schrecklichem Niveau, von Adolf Hitler entkoppelt. Dieses Phänomen analysierte Daniel Jonah Goldhagen vergangenen Sommer in der



Genieren Sie sich für Ihre Wohnung?
Reden Sie darüber. Mit einem
Raiffeisen WohnBerater.

www.raiffeisen.at

Raiffeisen
Meine Bank

„Welt“: „Der Antisemitismus entwickelt sich. Nach einer Zeit der Remission, die dem Schrecken des Holocaust geschuldet war, ist das uralte Vorurteil vor kurzem reaktiviert worden, katalysiert durch den israelisch-arabischen Konflikt. Es ist in eine neue Ära getreten, in der sich der Brennpunkt von den inneren Angelegenheiten hin zum Internationalen verschoben hat.“ Goldhagen weiter: In weiten Teilen von Europa sei das innenpolitische „jüdische Problem“ so gut wie tot. „Der Brennpunkt der Animosität gegenüber Juden hat sich in überwältigendem Maß zu den Juden anderer Länder verschoben: nach Israel und in die Vereinigten Staaten, die angeblich die moralischen und materiellen Hauptverbrecher in der internationalen Arena seien. Für viele ist der Zionismus zu einer mythischen Wesenheit geworden, zu einer zerstörerischen Kraft; und der Antizionismus ist mit dem Antiamerikanismus mittlerweile so weit verwoben, dass nationalistische Politiker in Russland ihre Furcht vor der amerikanischen Vorherrschaft ausdrücken, indem sie sagen, Russland sei in Gefahr ‚zionisiert‘ zu werden.“

Der neue Antisemitismus ist also diffus und

schwer greifbar. Er hüllt sich in ein rechtes wie linkes Mäntelchen – je nach Bedarf. Er bedient sich der Denkschulen der Globalisierungstheoretiker genauso, wie er auf Blut- und Bodentheorien zu referieren bereit ist. Vieles lässt sich nicht so einfach in Zahlen von Übergriffen und tätlichen Äußerungen in der Öffentlichkeit ausdrücken. Vieles fällt nicht so drastisch aus, wie vergangenes Jahr das Attentat auf eine Synagoge und das angeschlossene Gemeindezentrum in Istanbul mit vielen, vielen Toten und Verletzten, die man sonst nur von Selbstmordattentätern in Israel „gewohnt“ ist. Was den neuen Antisemitismus ausmacht, lässt sich vielleicht am besten mit den Worten des österreichischen Schriftstellers Robert Schindel ausdrücken: „Er wird unverfrorener.“ Schindel in einem Interview mit dem „Kurier“: „Er wurde nicht stärker, sondern ungehobelter, da er ein Antisemitismus ohne Hitler sein kann.“ Dieser Antisemitismus sei „der Hass gegen Israel und alle, die Israel unterstützen – also Juden in der Diaspora. Mit Kritik an Israel, die berechtigt ist, kann ein moderner Antisemit gut den Mund aufmachen und hat das Gefühl, es passiert ihm nichts, weil es nichts mit Auschwitz zu tun hat.“ Die Ausrede laute: Man

info

Jüngste Umfragen zu Antisemitismus

Besorgnis erregend ist eine Ende Jänner veröffentlichte Umfrage des IPSO-Meinungsforschungsinstituts in neun Staaten Europas, darunter auch Österreich, die vom italienischen Blatt „Corriere della Sera“ in Auftrag gegeben worden war. Demnach waren 46 Prozent der Befragten der Meinung, dass Juden „anders“ seien. 35 Prozent meinten, Juden sollten aufhören, wegen der Shoa „die Opferrolle zu spielen“. Neun Prozent sagten, Juden nicht zu mögen oder ihnen nicht zu trauen. 15 Prozent gaben an, „es wäre besser, wenn Israel nicht existierte“.

Fazit des in Israel lebenden Rabbiners David Rosen vom American Jewish Committee gegenüber der israelischen Zeitung „Haaretz“: Die Umfrage fördert zu Tage, dass der Virus des Antisemitismus beständiger sei als man angenommen habe. So sagten 46 Prozent, Juden hätten „eine andere Lebensweise oder Mentalität“, 40,5 Prozent meinten, Juden hätten „ein besonderes Verhältnis zu Geld“. Als signifikant stufte das Meinungsforschungsin-

stitut die Korrelation zwischen Judenfeindschaft und antiisraelischen Einstellungen ein. Im vergangenen November sorgte eine von der EU-Kommission in Auftrag gegebene Eurobarometer-Umfrage für Aufsehen – sowohl auf Grund des Ergebnisses als auch auf Grund der Fragestellung: Demnach sieht die Mehrheit der EU-Bürger in Israel die größte Gefahr für den Weltfrieden. 59 Prozent der EU-Bürger erklärten, Israel bedrohe von allen Staaten am stärksten den Frieden auf der Welt. An zweiter Stelle folgen der Iran, Nordkorea und die USA, die jeweils von 53 Prozent genannt wurden.

In Österreich wurden Israel und Nordkorea gleichauf an erster Stelle der potenziell bedrohlichen Staaten genannt. Jeweils 69 Prozent der Österreicher erachteten beide Länder als größte Gefahr für den Frieden. Die USA werden von 63 Prozent der Österreicher als Bedrohung eingestuft, der Iran dagegen nur von 49 Prozent.

1		2	3	4	5	6		7	8
	●	9					●	10	
	●		●		●	11			
12	13		14				●		●
15					●	16			17
	●	18			19		●	20	
21	22			●		●		23	
24				25	●	26			
	●		●	27	28			●	
29			30					●	
●	●	31						32	
33	34	●		●		●		35	
36		37		38	●	39			
40									

Waagrecht:

1. Vermengungs-, wie Klopfbefehl
Die Menschen, die du dir nicht aus-
suchen kannst betreffend
9. Klug gibst du Acht
10. spanischer Artikel
11. Selbst wenn ihm hier das F am Ende
abhanden gekommen ist, ist er
er dennoch sehr mächtig
12. So würze das Leben!
15. Engl. Kette
16. Ob auf der Gasse, ob beim Heer,
dieser taugt wohl nicht so sehr
18. ob koscher oder nicht, muss er
alles verdauen
20. italienisches Ja
21. Mit viel Energie beinahe der
israelischen Fluglinie gleich
23. Kurz für Local Computer Networks
24. Untypisch jüdisches, dafür umso
mehr amerikanisches Arbeitsutensil
26. Der Sohn vom ... wurde Priester
27. Not und Bedrängnis hier
durcheinander geraten
29. Mitvergangenheit 3. Pers. dieses
Sprachgebrauchs (J=I) zu Hochdeutsch
31. 5 Vokale, 3 x L, sinnlos, dafür geht
es schnell
33. Dativ ich, hat schon manchen
Bräutigam geßreut
35. kurz für AIDS Treatment News
36. Aus eigenen Kräften zu vermögen
zu kommen ist erfreulicher
39. Kommt nie vor, dafür von rechts
40. Mitvergangenheit 3. pers. von
verzehren von z. B. Halwa

Senkrecht:

1. Nagetierfortpflanzung, sehr geheimes
2. Erdwasserbreitierchen
3. Neutrales Kernzeichen
4. Köstlichkeit aus dem Wasser
5. Abgekürzte Kraffeinheit
6. Pessach für den Goi
7. In diesem aufgebrauchten Zustand
brauchst du dich erst gar nicht um die
Bettlerherberge kümmern
8. Kurzer Prophetenname
13. Wohlgefälliger Ausruf
14. A für ein O vorgemacht, gleichen dessen
Töchter und Söhne der Alpenblume mit
EN voran
17. Von diesem Brüderpaar verfolgt, lebt es
sich schwer
19. Iss von dem Baum und sprich zu mir
22. Kurzform für eine kalifornische Stadt
23. „Ach“ sagst du schlussendlich, bist du
dieser ausgesetzt
25. Das ist er, der nicht unters Messer Ge-
kommene
26. Dies +res oder +wes hinten verbindet
Weißnauch und den Witz
28. Fang schon mal zu zählen an
30. Ob recht oder unrecht entscheidet
wohl er
32. Franz. Staat
33. Mit der Koje hinten dran bist du im
Pflanzenreich, ohne hast du Mut
34. Westlicher Inselbewohner
37. Kurzes Gegenstück zu meloche
38. Doppelt wär's der franz. Mädchenname
literarischer einer Geliebten
39. Kurze lateinische Ehrentitelform



STATE OF ISRAEL BONDS
Staatsanleihe Israel
WIEN

„MAZEL TOV“ – unsere neue \$-100-Anleihe – das pas-
sende Geschenk für jede Gelegenheit!

Israel Bonds hat nicht nur die attraktivsten Anlagemög-
lichkeiten – wir veranstalten auch jährlich eine unver-
gessliche Reise zum Yom Haazmaout nach Israel.

Informieren Sie sich doch bei uns:

Tel.: 513 77 55 Fax: 513 77 56 www.israelbonds.at

Wollzeile 12/1/3/19, 1010 wien@aon.at

Wir wünschen ein schönes Pessachfest !



Fotos: © P. Rigaud

Paul Lendvai: „Die Feststellung, dass es in Europa ein reales Anwachsen des Antisemitismus gibt, ist sicher richtig, aber von Land zu Land sehr unterschiedlich zu beurteilen“

„Antisemitismus ist ein untrügliches Barometer für politische Kultur“

| Paul Lendvai, Osteuropa-Experte des ORF, Buchautor, Herausgeber der „Europäischen Rundschau“ und Doyen der Österreich-Korrespondenten, im NU-Interview über „den erstmals seit 1945 real wachsenden Antisemitismus in Europa“. Kritik an Israel sei legitim, häufig habe sie jedoch eine klar antijüdische Stoßrichtung. In Österreich sei das Problem im Vergleich nicht ganz so schlimm. |

Von Rainer Nowak

NU: Wenn man sich die Umfrage der EU-Kommission ansieht, die Welle von Ausschreitungen in mehreren Ländern, vor allem in Frankreich, und die immer wiederkehrenden Aussagen von Politikern, in denen Kritik an Israel mit Kritik am Judentum verwoben wird: Täuscht der Eindruck, oder wächst der Antisemitismus in Europa wieder?

Lendvai: Ich glaube leider, dass die Feststellung des angesehenen Antisemitismus-Forschers Werner Bergmann aus Berlin, die dieser kürzlich bei einer Konferenz der Böll-Stiftung getätigt hat, wonach zum ersten Mal seit 1945 ein reales Anwachsen der antisemitischen Gefühle bei Alt und Jung, Rechts und Links zu beobachten ist, richtig ist. Dazu kommt noch das allgemeine Bedauern, dass Juden nach so vielen Jahren Wiedergutmachung wollen. Hier

geht es um ein äußerst kompliziertes Amalgam von verschiedenen Faktoren. Es ist von Land zu Land unterschiedlich, aber im Grunde bleibt der Antisemitismus ein untrügliches Barometer für politische Kultur.

NU: Woher kommt das Anwachsen?

Lendvai: Gewiss ist die Verleugnung des Existenzrechtes eines jüdischen Staates ein auslösendes Moment. Ein deutscher Forscher hat, wenn ich mich richtig erinnere, bei der erwähnten Konferenz darauf hingewiesen, dass zahlenmäßig die deutschen Islamisten zehnmal wichtiger sind als die Neonazis. Und was ich für so Besorgnis erregend halte, ist die Tatsache, dass Moslems durch Videos, TV-Satellitenprogramme und Internet mit den übelsten antisemitischen, tausendmal entlarvten Propagan-

da-Schablonen überschwemmt werden. Deshalb ist die begriffliche Trennung von altem und neuen Antisemitismus so irreführend.

NU: Ist Europa zu tolerant mit seinen Antisemiten?

Lendvai: Da spielt die verhängnisvolle Beziehung zwischen dem linken Antisemitismus, der trotz der leidenschaftlichen Verneinung von österreichischen und deutschen Sozialdemokraten starke historische Wurzeln hat, und dem klassischen rechten und extrem rechten Antisemitismus eine große Rolle. Hier kommt alles zusammen: die zu Recht erfolgte Kritik an kolonialistischen Zügen der Politik der Regierung Sharon, die Verurteilung der amerikanischen Nahostpolitik und wiederum die gerechte Kritik an der nicht überdachten Irak-Politik der Bush-Regierung. Natürlich ist Antiamerikanismus nicht gleich Antisemitismus, und natürlich ist nicht Kritik an jener israelischen Politik, gegen die auch Hunderttausende Israelis demonstrieren, Antisemitismus. Aber es ist eine nicht bestreitbare Tatsache, dass in der Alltagspraxis, in der Alltagssprache und in der Tagespolitik keine feinen Unterschiede festzustellen sind. Und dass es immer häufiger eine Instrumentalisierung von rechts und links gibt. Da spielt etwas eine Rolle, das immer wieder vergessen wird: Dass es nicht nur eine pro-jüdische Lobby gibt, sondern auch eine pro-islamistisch-fundamentalistische Lobby.

NU: Wer ist in dieser Lobby?

Lendvai: Da genügt es, wenn man diese Liste aus Bagdad zur Hand nimmt, auf der neben extrem antisemitischen und inzwischen in die Bedeutungslosigkeit versunkenen ungarischen Grüppchen auch sehr ehrenwerte Persönlichkeiten stehen. Alle jene Unternehmer, die in Deutschland, Österreich, Großbritannien und in den USA im Laufe der Jahrzehnte viel Geld eingesteckt haben und immer bereit waren – und eben nicht nur in Klagenfurt – diese Tendenzen zu unterstützen.

NU: Ist Österreich in puncto Antisemitismus die Ausnahme oder die Regel?

Lendvai: Da bin ich persönlich in einer besonders schwierigen Situation. Einerseits bin ich als Flüchtling, der hier wie Hunderttausende aufgenommen wurde, dem Land,

den Menschen und den vielen Freunden von rechts und links unendlich dankbar. Deshalb nahm ich in der Waldheim- und der Sanktionen-Zeit eine Position ein, die von liberalen und linken Freunden kritisiert und von den anderen bejubelt wurde. Aber ich habe mich auch in meiner Haltung gegenüber der Sowjetunion nie davon beeinflussen lassen, dass auch extrem Rechte gegen die Sowjetunion eingetreten sind. Und auch nicht davon, dass die Kommunisten gegen neonazistische Tendenzen aufgetreten sind. Meine Position ist im englischen Sinne liberal, sodass ich mich immer zwischen allen Stühlen wiederfinde. Dass ich gegen die Sanktionen war, die überzogen waren, bedeutet nicht, dass ich irgendwann die leisesten Sympathien für die FPÖ gespürt hätte. Aber pauschale Beschuldigungen gegen Israel, die Amerikaner oder eben auch gegen Österreich sind meine Sache nicht. Natürlich spielt bei meiner Einstellung der Kreisky-Komplex eine Rolle.

NU: Was ist das für ein Komplex? Dass Kreisky kein akzeptierter Jude ist?

Lendvai: Ich war der erste Biograf und – lebenslanger Freund wäre zu hoch gegriffen – sagen wir, Weggefährte dieses Menschen. Er war der erfolgreichste jüdische Politiker Europas und die Österreicher wussten sehr wohl, dass er nicht in einem katholischen Internat oder dem CV gewesen war. Er konnte sich frei- ▶



Paul Lendvai: „Kreisky wusste sehr wohl, dass er nicht im katholischen Internat aufgewachsen ist“

lich Ausdrücke und Haltungen leisten – sicher zum Teil aus politischem Opportunismus –, die den Antisemitismus zeitweilig salonfähig machten. Das ändert aber nichts an der Tatsache, dass er nicht als Sozialist, sondern auch als Jude von den rechten Österreichern abgelehnt wurde. Jedenfalls hat er Tabus zerstört – Stichwort: die unredlichen Angriffe gegen Wiesenthal – aber er trug sicherlich auch zur Imageverbesserung Österreichs bei.

NU: Wie ist nun die Lage in Österreich? Dass Kinder, wie die von Ariel Muzicant, auf Gund – wir er sagt – des „Stresses, Jude zu sein, das Land verlassen“?

Lendvai: Seit dem Tod meiner Mutter bin ich Mitglied der Israelitischen Kultusgemeinde und gehöre seit meiner Geburt zu dieser Schicksalsgemeinschaft, aus der man weder austreten noch ausgeschlossen werden kann. Ich gehöre nicht zu jenen, die jüdische Funktionäre, auch wenn sie reich sind, oder Organisationen als eine Art Gott betrachten. Das sind Menschen, die auch Fehler machen, die eitel sind wie wir alle, und vielleicht genießen sie auch die geliebte Macht. Ich halte die Art und Weise, wie Ariel Muzicant in der Öffentlichkeit viel zu oft und viel zu laut agiert, für schädlich für die Juden – und für ihn persönlich.

Dies alles würde ich nicht in der großen Öffentlichkeit, sondern nur unter uns sagen. Ein jüdischer Funktionär muss gegen Unge-

rechtigkeiten bei Wiedergutmachung, bei sozialen Dingen, wie der Rentenregelung, und erst recht bei antisemitischen Ausrutschern auftreten. Aber man muss das nicht zuletzt in einem Land wie Österreich mit mehr Fingerspitzengefühl und Sensibilität tun. Das Wichtigste wäre, den Armen und alten Menschen in der Gemeinde zu helfen, und nicht Prestigeprojekte zu fördern.

NU: Ist die Situation für Juden in Österreich nun schlechter oder besser im Vergleich zu anderen Ländern?

Lendvai: Als einer, der über das Thema Antisemitismus beinahe lebenslang geschrieben hat, muss ich sagen, dass die Lage in anderen Ländern schlimmer ist. Etwa in Ungarn, wo im öffentlich-rechtlichen Rundfunk unglaublich judenfeindliche Töne regelmäßig am Sonntagvormittag zu hören sind, wo Zeitungen mit einem Titelblatt über die „Helden von Buda“ (gemeint sind damit auch die letzten ungarischen faschistischen und SS-Kämpfer, die ab Februar 1945 gegen die anrückenden Alliierten kämpften, Anm.) aufmachen; in Polen werden in einem katholischen Sender regelmäßig antisemitische Untertöne gebracht, in Russland spielen antisemitische Schreihälse in der Duma und im KGB eine große Rolle. Verglichen mit diesen Staaten darf man es in Österreich zwar nicht auf die leichte Schulter nehmen, aber immer mit Augenmaß Kritik üben. ■



Paul Lendvai: „Ein jüdischer Funktionär muss gegen Ungerechtigkeiten auftreten, aber mit Fingerspitzengefühl“



Ein Querschnitt durch die Medienberichterstattung zum Thema Israel (Jänner/Februar 2004): Aus „Zaun“ wird „Mauer“, Begriffe wie „Ghetto“ erzeugen Assoziationen

Vom Zaun, den man als Mauer kennt

| In einem Konflikt objektiv und neutral zu bleiben, fällt oft schwer. Im Nahostkonflikt ist es meist die palästinensische Seite, der medial mehr Verständnis entgegengebracht wird. Das war jedenfalls der Tenor einer Podiumsdiskussion, zu der das Internet-Medium „Die Jüdische“ (<http://www.juedische.at>) und die deutsche Organisation „Honestly Concerned“ (<http://www.honestly-concerned.org>) Ende Februar in Wien baten. |

Von Alexia Wernegger

W Wenn in diesen Tagen über Israel berichtet wird, darf ein Begriff nicht fehlen: die Mauer. Sie soll es palästinensischen Terroristen erschweren, Attentate gegen Israelis zu verüben. Illustriert werden die Berichte mit Fotos einer imposanten Betonmauer, die hoch in den Himmel ragt. Sacha Stawski von „Honestly Concerned“ rückte bei der Diskussion die Dimensionen zurecht: „97 Prozent dieses Sperrwalls bestehen aus

Zaun und nur drei Prozent aus Mauer.“ Warum „Der Spiegel“ eine Grafik zu dem Thema daher mit „betonierte Sicherheit“ überschreibe, sei nicht nachzuvollziehen. Und: Dass zwischen Mexiko und den USA ebenfalls ein Zaun errichtet wurde, konnten die Leser der „Süddeutschen“ erfahren. In vielen anderen Medien werde diese Information aber meist vorenthalten. Für den Israel-Korrespondenten des ORF und des „Stan- ▶

dard“ , Ben Segenreich, scheint übrigens in Sachen Mauer „schon System dahinterzustecken“, wie er in der jüngsten Ausgabe des Magazins „Das Jüdische Echo“ schreibt. Denn jene Stücke des „Sicherheitszaunes“, die aus Mauer bestünden, müsse „man schon vorsätzlich suchen, um sie abzulichten. Man findet sie an zwei Punkten, bei Tul-karem und bei Kalkilia, und zwar deswegen, weil Lokalpolitiker dort zum Schutz ihrer Gemeinden schon Mauern hingebaut hatten, bevor im Juni 2002 die Errichtung des Zauns als staatliches Großprojekt in Angriff genommen wurde.“

Doch zurück zur Podiumsdiskussion. Hier rückt Ulrich Sahm, Korrespondent einer Reihe deutschsprachiger Medien in Jerusalem, darunter etwa der Fernsehsender ntv, einen weiteren, gerne in Zusammenhang mit dem Nahostkonflikt gebrauchten Begriff in den Mittelpunkt: die Vergeltung. Ihm sei etwa aufgefallen, dass die deutsche Nachrichtenagentur dpa immer von Vergeltung durch Israel schreibe, auch wenn es sich, wie in einem nachweisbaren Fall, um einen „Präventivangriff“ gegen Vertreter der Hisbollah gehandelt habe. Die Nachfrage bei einem für die Agentur arbeitenden Kollegen habe ergeben: In der Zentrale sei beschlossen worden, durchgängig den Begriff Vergeltung zu verwenden. Und dieser werde vom Leser wiederum sofort mit dem Begriff Rache assoziiert.

Eine wahre Beispiel-Salve zog der aus Berlin berichtende israelische Journalist Eldad Beck aus dem Hut. „Es muss deutschen Journalisten sehr schwer fallen, das Wort Terrorist zu sagen, wenn es um Palästinenser geht“, meinte Beck etwa. Stattdessen sei von „Militanten“ und „Aktivisten“ zu lesen. Selbstmordattentäter, die einen Sprengsatz gezündet und zahlreiche Menschen mit in den Tod gerissen haben, würden in Medienberichten immer noch als „mutmaßliche Selbstmordattentäter“ bezeichnet.

Und sind es in einem Konflikt „normalerweise zwei Seiten, die leiden“, werde im Nahostkonflikt von manchen Medien nur das palästinensische Leid gezeigt. Israelis dagegen würden nicht als Menschen dargestellt. Nach einem Attentat werde die Zahl der Opfer veröffentlicht. Darauf beschränke sich die Berichterstattung. Persönliche Informationen über die in den Tod Gerissenen und das

menschliche Leid auf israelischer Seite interessierten selten. Jenes auf palästinensischer Seite dagegen schon.

Gerne abgebildet würden daher arme, traurig dreinschauende palästinensische Kinder. Fast nie würden dagegen Fotos veröffentlicht, die kleine palästinensische Buben, hergerichtet wie kleine Kämpfer, mit Stirnband und bewaffnet, zeigen. Solche Aufnahmen würden Fotografen von den Palästinenser-Behörden auch verboten, schilderte Beck.

Der Israeli hat sich insgesamt nicht nur die Textberichterstattung seiner deutschen Kollegen, sondern auch die Bildauswahl in den Zeitungen näher angesehen. Einem Bericht über Wahlen in Israel werde eine Aufnahme ultraorthodoxer Juden an der Klagemauer beigelegt. Keine Rede davon, dass diese Gruppe nicht dem Großteil der israelischen Bevölkerung entspricht. Nach einem Attentat wird neben die Aufnahme einer trauernden Angehörigen eines Attentat-Opfers das Bild der weinenden Mutter des Attentäters gestellt – und damit die Situation der beiden Frauen gleichgesetzt.

Etwas verrückt scheint die Perspektive auch in folgender Schlagzeile, die von Stawski zitiert wurde: „Israelische Soldaten töten vier Palästinenser“. Erst im Lauf des Berichts erführen die Leser, dass die Palästinenser zuvor schwer bewaffnet in einen israelischen Armee-Posten eingedrungen waren.

Ob es sich hier um latenten Antisemitismus handelt, wurden die Vertreter am Podium gefragt. „Es gibt in vielen Redaktionen jedenfalls eine antiisraelische Stimmung“, meinte dazu Beck. Und: Es gehe um „unglaubliche Ignoranz“.

Segenreich nannte es in seinem Beitrag für „Das Jüdische Echo“ „Schlampereien mit Tendenz“. In den Berichten über den israelisch-palästinensischen Konflikt seien ihm in den letzten Jahren unzählige Irrtümer aufgefallen – „oft nur Geringfügigkeiten, Mosaiksteinchen, Wortfetzen, mit denen hastig irgendwo drübergewischt wird. Aufgefallen ist mir aber zugleich auch, dass diese Irrtümer in einer Einbahnstraße fahren – oft wirken sie so, dass Israel dadurch schlechter aussieht, kein einziger Fall ist mir in Erinnerung, in dem ein Journalist sich etwa ‚zugunsten‘ Israels geirrt hätte.“ ■



Fotos: © Rami Kafarov

Lauschiger Platz für eine Universität: das Maria-Theresien-Schlössel in Wien-Döbling

Managerschmiede im Schlösschen

| Bisher setzte der frühere US-Botschafter in Wien, Ronald S. Lauder, mit seiner Stiftung in Österreich vor allem auf Chabad-Projekte. Mit der Gründung der Lauder Business School bietet Lauder nun jüdischen wie nicht jüdischen Studenten den besten Start für Karrieren in Management und Marketing. |

Von Alexia Wernegger

Stolz führt Rektor Bruno Kohlberg über „seinen“ Campus. Wo vor einigen Jahren noch Patienten auf einem Bänkchen unter den Schattenspendenden Bäumen Frischluft tankten, wird mit Frühlingsbeginn die fröhliche Geräuschkulisse der Studenten zu hören sein, für die das Maria-Theresien-Schlössel in Wien-Döbling inklusive Park zu einer Oase des engagierten Lernens adaptiert wurde. Seit Oktober tummeln sich die ersten 18 Studierenden auf dem Gelände. Nach Vollausbau sollen es 240 werden – jeweils 60 pro Jahrgang der vierjährigen Ausbildung.

Die Kulisse ist geschichtsträchtig: Von Karl VI. für seine Tochter Maria Theresia im Stil von Schloss Schönbrunn erbaut, soll diese das Palais der Überlieferung nach ihrer Freundin Gräfin Fuchs zukommen haben lassen. Mehrere Zubauten – darunter ein in zwei Hörsäle, technisch vollausgestattetes, teilbares Auditorium, das bei lokaler Bestuhlung rund 250 Personen Platz bietet. Computerräume in ausreichender Anzahl,

und die Möglichkeit, sie rund um die Uhr zu benutzen.

Lernen so ganz anders, als man es von Österreichs Universitäten gewohnt ist: Das Curriculum sieht ganztags Unterricht vor, daneben heißt es lernen, lernen, lernen. Denn der Stoff muss zuerst im Eigenstudium erarbeitet werden und wird dann im Plenum behandelt. Wer nicht am Ball bleibt, kommt nicht mehr mit.

Doch die Lauder Business School hat noch eine weitere Dimension: Jüdischen Studierenden wird ermöglicht, ein jüdisches Leben zu führen. Die Mensa wird koscher geführt, Schabbat und jüdische Feiertage sind lehrveranstaltungsfrei. Wer beten will, kann dazu den Gebetsraum im nahe gelegenen Maimonides-Zentrum aufsuchen. Aber auch das Curriculum spiegelt das Bemühen Lauders, dem europäischen Judentum unter die Arme zu greifen, wider: Neben Deutsch und Russisch wird Hebräisch für Anfänger und Fortgeschrittene angeboten. Die Studierenden sind international: Niederländer, ▶



Anders Lernen: Computerraum ist rund um die Uhr benützbar.

Ukrainer, US-Amerikaner, Bulgarien. Wer nicht in Wien wohnt, kann im angeschlossenen Wohnheim unterkommen, insgesamt 161 Studierende finden hier Unterkunft.

Leicht ist es jedoch nicht, einen Studienplatz an der Lauder Business School zu ergattern. Denn: Bei der Auswahl der Studenten werden strenge Maßstäbe angelegt. Wert gelegt wird allem voran auf gute Englischkenntnisse. Schließlich wird ausschließlich in englischer Sprache unterrichtet, da mache es wenig Sinn, jemanden mit mäßigen Kenntnissen zuzulassen, der dann den Vortragenden nicht folgen könne, so Sharon Gerdov, Managing Director der Business School. Kohlberg erläuterte gegenüber NU das Aufnahme-Procedere folgendermaßen: Es gibt standardisierte Bewerbungsunterlagen, die bei der Schulleitung angefordert werden können. Matura oder das Äquivalent in anderen Ländern sind ebenso Voraussetzung wie ein Toefl-Score von mindestens 550. Hierbei handelt es sich um einen international gebräuchlichen Englischtest. Weiters müssen zwei Empfehlungsschreiben beigelegt werden. Auch etwaige Berufserfahrung wird abgefragt – und auf Basis dieser Auskünfte dann entschieden, wer zum schriftlichen Aufnahmetest und dem darauf folgenden mündlichen Gespräch eingeladen wird. Schriftlich wird weniger Allgemeinbildung denn logisches Denken abgefragt, so Kohlberg. Es gehe etwa darum, zu zeigen, dass man eine in englischer Sprache gestellte Rechenaufgabe verstehe. Die nächste Hürde: die Finanzen. Hier hat die Schule eine Übersicht ausgearbeitet, die Interessenten einen Überblick über die anfallenden Kosten geben soll. Für das Studienangebot (inklusive der auch an öffentlichen Unis zu berappenden Studiengebühren), Essen und

Wohnen fallen demnach in einem Studienjahr etwas über 12.600 Euro an.

Doch Kohlberg betont, es gebe auch die Möglichkeit, ein Stipendium in Anspruch zu nehmen. So seien österreichische Unternehmen, die etwa in den EU-Beitrittsstaaten Filialen oder Tochterfirmen hätten, durchaus interessiert daran, gut ausgebildete Management-Kräfte zu haben, die aus den betreffenden Ländern kämen. Stipendien gebe es aber auch von privaten Sponsoren. Ein Nebeneffekt: Stipendienbezieher würden auch für Tätigkeiten im Rahmen der studentischen Selbstverwaltung herangezogen. Darunter falle die Aufsicht in der Bibliothek ebenso wie in den Computerräumen. Der Abschluss der Business School ermöglicht übrigens nicht nur ein weiterführendes Studium in den USA, sondern man kann in den Vereinigten Staaten auch die Steuerberatungsprüfung machen. Langfristig sei geplant, auch im Schössl ein Doktoratsstudium anzubieten. Die derzeit auf vier Jahre angelegte Ausbildung schließt mit dem österreichischen Titel Magister (FH) ab. Der laufende Betrieb der Business School wird einerseits über die Studentenbeiträge, andererseits über die Bundesbeiträge pro Fachhochschul-Studienplatz und Jahr sowie über Sponsoren finanziert. Den Umbau der Räumlichkeiten, der über sieben Millionen Euro kostete, hat die Lauder Foundation gemeinsam mit Sponsoren übernommen. Die Immobilie, in der zuvor ein Neurologisches Krankenhaus untergebracht war, wurde der Lauder Foundation von der Stadt Wien baurechtlich für 99 Jahre übertragen, mit der Auflage, Infrastruktur-Investitionen vorzunehmen. Was den Reiz ausmache, gerade an dieser Einrichtung in Wien zu studieren, fragte NU die 25-jährige Frankfurterin Szanckower. Einerseits gebe es diese Kombination von Management und Marketing woanders nicht, meint sie. Andererseits sei das Angebot an hebräischen Fächern ein zusätzlicher Anreiz. Sie sei Jüdin und „in Deutschland waren nicht mehr so viele jüdische Leute in meiner Umgebung. Und ich wollte wieder mehr mit jüdischen Leuten zu tun haben.“ ■

info

Informationen und Bewerbungsunterlagen können angefordert werden bei: Lauder Business School, Admissions Office, Hofzeile 18–20, A-1190 Wien. Tel.: +43/(0)1/369 18 18, Fax: +43/(0)1/369 18 17, E-Mail: admissions@lbs.ac.at. Die Homepage der Business School ist zu finden unter: <http://www.lbs.ac.at>



Zeitzeuge Finsches: einer von 22 Überlebenden, dessen Erinnerungen auf DVD gebannt wurden

Zeitgeschichte, zeitgemäß

| Der Journalist Kurt Langbein gibt eine Zeitzeugen-DVD für den Geschichte-Unterricht heraus, damit das Projekt „Oral History“ nicht mit den Verfolgten der Nazizeit stirbt. Steven Spielberg Projekt hat Hollywood-Dimensionen: 50.000 Interviews bis dato. |

Von Petra Stuiber

Frau Ostermann wohnte in einem Haus im 9. Bezirk. In einem netten Haus, mit guter Nachbarschaft. Frau Ostermann kann sich an gegenseitige Besuche erinnern, an kleine, nachbarschaftliche Gefälligkeiten, Bassena-Tratsch – nur an eines nicht: „Eigentlich wusste niemand vom anderen, wer Jude war und wer nicht.“ Das änderte sich mit einem Schlag: „Plötzlich war da dieser Obernazi, der ungeheuer unverschämt auftrat. Er ging in alle Wohnungen und bediente sich nach Lust und Laune.“ Frau Ostermann ist überzeugt: Hätte damals jemand dem Obernazi Einhalt geboten, hätten Bewohner anderer Häuser anderen Obernazis Einhalt geboten und – „es hätte nie so weit kommen können“. Frau Ostermanns Geschichten, diese und viele weitere, sind eine Nazi-Terror-Chronik in der Nussschale, sozusagen. Ihre Zuhörer sind keine geübten Interviewer, sondern Gymnasiasten vor der Matura (zumeist aus den 7. Klassen). Das lange Inter-

view mit Frau Ostermann sowie Gespräche mit 21 anderen Zeitzeugen, haben sie auf die DVD „Zeitzeugen des NS-Regimes“ gespeichert. Ab kommendem Schuljahr soll die DVD via Schulbuchverlag für den Zeitgeschichte-Unterricht beziehbar sein.

Ziel sei es, sagt Initiator Kurt Langbein, „unter wissenschaftlichen Voraussetzungen die dauerhafte Nutzbarkeit der Aussagen von Zeitzeugen des NS-Regimes für den Schulunterricht und für privat Interessierte zu ermöglichen“.

Ursprünglich hätten die Erinnerungen von 70 noch lebenden Zeitzeugen für die Ewigkeit erhalten werden sollen. Es blieb – vorerst – bei 22. Der Grund: 200.000 Euro hätte das DVD-Projekt in vollem Umfang gekostet, über drei Jahre lang verhandelte Langbein mit dem Bildungsministerium um Subvention seines Zeitzeugen-Projekts. Nach langem Hin und Her ▶



Zeitzeugin Ostermann: „Eigentlich wusste niemand vom anderen, wer Jude war und wer nicht“

kam dann die endgültige Absage aus finanziellen Gründen. Langbein: „Das bedeutet offenbar, dass zeitgemäße Zeitzeugen-Materialien für den Unterricht an Österreichs Schulen nicht zu den Prioritäten des Bildungsministeriums zählten.“ Doch der Journalist Langbein fand Sponsoren – unter anderem den Jubiläumsfonds der Nationalbank und private Spender – und startete in reduzierter Form. 30.000 Euro fehlen noch, um die DVD zu beenden – „aber das werden wir auch noch schaffen“, sagt Langbein.

Die Zähigkeit, mit der Kurt Langbein an dem Projekt arbeitet, hat wohl auch private Gründe. Er vollendet damit das Vermächtnis seines Vaters – der hatte vor 25 Jahren das Projekt „Oral History“ gestartet. Langbein senior war Mitbegründer der „Gesellschaft für Politische Aufklärung“, diese rief die Aktion „Zeitzeugen im Schulunterricht“ ins Leben. Bei einer Podiumsdiskussion vor drei Jahren in einem Gymnasium im 19. Bezirk sei plötzlich die Frage aufgetaucht: „Was machen wir eigentlich, wenn es die Zeitzeugen nicht mehr gibt?“ Damals entstand die Idee zur

DVD. Tatsächlich drängte die Zeit, sehr viele sind bereits verstorben. In akribischer Kleinarbeit wurden die letzten Zeitzeugen aufgespürt und zur Mitarbeit bewogen.

Das Ergebnis kann sich sehen lassen – und es unterscheidet sich, sagt Langbein nicht ohne Stolz, auch in der Qualität von Steven Spielbergs Zeitzeugen-Projekt: „Spielberg hat die Erinnerungen der Menschen bloß archiviert. Man kann sie ansehen und betroffen sein – oder auch nicht. Mit unserer DVD dagegen können die Schüler wirklich arbeiten.“

Die Interviews wurden auf Video aufgenommen und, strukturiert aufbereitet, auf DVD gespeichert. Die Vorteile der DVD-Technik liegen auf der Hand: Sehr große Datenmengen können erfasst werden, die DVD ist ohne Qualitätsverluste lange haltbar und nimmt bei der Archivierung wenig Platz ein. Der zweite große Vorteil: Die DVD kann interaktiv genutzt werden. Die Berichte der Überlebenden wurden mit Originaldokumenten, erläuternden Texten, Fotos und Filmausschnitten verknüpft, der ORF stellte historisches Filmmaterial zur Verfügung. Jede Sequenz, jedes einzelne Ereignis ist mit Stichwort-Suche auch einzeln abrufbar. So können Lehrer die DVD sowohl für Gruppenunterricht als auch für einzelne Projekte nützen. Mithilfe dieses Speichermediums können Schüler auch selbstständig arbeiten.

Das Spielberg-Projekt

Die von Spielberg gegründete Shoah-Foundation entschied sich für einen anderen Weg: Professionelle Mitarbeiter der Foundation suchten weltweit nach Holocaust-Überlebenden. Diese werden interviewt, das fertige Ergebnis auf CD-Rom gebannt. Schon 50.000 Interviews (115.000 Stunden Gespräche) wurden geführt, am Ende soll eine riesige Internet-Bibliothek für die ganze Welt entstehen. Spielberg bezeichnet sein Projekt „Den Opfern einen Namen geben“ und als das „wichtigste berufliche Projekt meines Lebens“. Nach dem Erfolg von „Schindler’s List“ machte sich der Star-Regisseur persönlich auf Fundraising-Tour und lukrierte bereits viele Millionen Dollar für seine Foundation.

Doch nicht alle sehen Spielbergs Bemühungen positiv, viele Opfer-Hilfsorganisationen befürchten eine „Hollywoodisierung“ des Holocaust. In Deutschland spendeten die Verlage Burda und Bertelsmann der Shoah-Foundation im Jahr 1999 2,8 Millionen D-Mark, um

den Schulen die Spielberg-CD-Rom „Testimonies of the Holocaust“ zugänglich zu machen. Kritik daran: Wieder einmal setze Spielberg auf ein „überwältigungsästhetisches Konzept“, er wolle das Verbrechen des Holocaust durch Quantität begreifbar machen. Doch seien viele Interviews oberflächlich, und die Shoah-Foundation versuche, die Trauer und das Entsetzen der Zeitzeugen didaktisch verwertbar zu machen – doch lasse sich Trauer nicht didaktisch verordnen. Ob die Einwände gegen Spielbergs Projekt gerechtfertigt sind, wird wohl erst zu beurteilen sein, wenn die Gesamtausgabe der digitalen Shoah-Bibliothek vorliegt.



Interview als Erfahrung: Schüler hören Lebensberichte

Das kleine österreichische Projekt Kurt Langbeins muss vor ähnlichen Bedenken keine Scheu haben. Denn auf der DVD machen die Schüler selbst Geschichte greifbar – und sie stellen dabei ganz nahe liegende, und wohl gerade deshalb unkonventionelle, Fragen: Als eine ehemalige „Politische“ im Interview erzählt, wie sie Flugblätter verteilt habe, unterbrechen sie die Interviewer: „Wie geht das? Wie verteilt man Flugblätter, wenn das gar nicht erlaubt ist und man dafür ins Gefängnis kommen kann?“ Gerade dieser Zugang, so hofft Langbein, mache Geschichte für Jugendliche nachvollziehbarer – begreifbarer.

Fast atemlos lauschten die jungen Interviewer der Geschichte des Herrn Finsches (Cineasten übrigens aus dem Film „Hundstage“ bekannt). Der alte Herr war 14 Jahre jung, als die Nazis kamen. Ihm war sofort klar, wie gefährdet er war

– als österreichischer Jude. Also schwang er sich auf sein klappriges Fahrrad und flüchtete nach Sopron/ Ungarn. Dort fiel ihm zunächst einmal auf, dass er kein Ungarisch sprach – und dass er sich damit sofort als „Deutscher“ enttarnte. Also fuhr er nach Budapest weiter. „In einer Großstadt kommst du als Fremder leichter durch“, sagt er mit leisem Lächeln in die betroffenen Gesichter seiner jungen Zuhörer hinein.

Den Profi-Journalisten Langbein versöhnen solche Momente wieder mit den Schwächen seines Projekts. Etwa, dass die Themen Exil, Entnazifizierung, Vergangenheitsbewältigung und Restitution nur sehr am Rande gestreift wurden. Oder die Tatsache, dass eben nicht alle der 70 noch Überlebenden interviewt werden konnten: „Es ist doch wichtig, dass das Ministerium das Projekt nicht verhindern konnte.“ Und er verspricht: „Spätestens zu den Staatsvertragsfeiern ist die DVD fertig.“ ■



Schüler im Gespräch mit Zeitzeugin: „Wie verteilt man Flugblätter, wenn man dafür ins Gefängnis kommen kann?“



Foto: © Robert Lettner

Abendlandschaft, 1975, Acryl auf Leinwand, 100 x 210 cm

Der Maler des Widerstands

| Robert Lettner ist eines der jüngsten österreichischen Opfer des Nationalsozialismus. 1943 im Lager Gurs in Südfrankreich geboren, hat er das Erbe seiner gegen die Naziherrschaft kämpfenden Eltern auf sich genommen. Er ist der große Maler des Widerstands in einem Land, das auf Anpassung und bedingungslosen Konsens aufgebaut ist. |

Wir kennen die Szene aus französischen Filmen der 40er und 50er Jahre des 20. Jahrhunderts: An einem Holztisch in einer Pariser Hinterhofwohnung sitzen die Revolutionäre beieinander, rauchen ihre Gauloises oder Gitanes, blaugraue Schwaden liegen in der Luft. Sie diskutieren heftig die neuesten politischen Entwicklungen, schütteln die Fäuste, schlagen energisch auf den Tisch.

Mitten in einer solchen Filmsequenz über den Spanischen Bürgerkrieg, den französischen Widerstand, Nazilager und Befreiung, beginnt die kindliche Erinnerung von Robert Lettner – und die Szene sollte prägend für sein ganzes Leben werden.

Geboren wurde der heute in Wien lebende Maler 1943 im Lager Gurs in Südfrankreich. Dieses Lager im Vichy-Frankreich beherbergte eine tragische Mischung von badischen Juden, die zuerst aus ihrer Heimat nach Süden, später von dort in die Vernichtungslager des europäischen Ostens verschleppt wurden. Roberts aus Deutschland gebürtiger, jüdischer Vater überlebte den Krieg im Lager und wanderte 1945 nach Kanada aus. Von seiner Existenz sollte Robert allerdings erst als erwachsener Manner-

fahren. Dann gab es da politische Häftlinge, wie Roberts Mutter, eine Kölnerin, die ihren Antifaschismus stets lautstark verkündete, darum auch aus ihrer Heimatstadt hatte flüchten müssen, um dann in Brüssel in die Hände der Nazihäscher zu geraten. Und schließlich waren da noch die Spanienkämpfer, wie Fritz Lettner, bei dem Robert aufwuchs und den er lange für seinen leiblichen Vater gehalten hat.

Fritz Lettner war einer der Helden der Republikaner im großen spanischen Kampf gegen den Faschismus. „Le Petit“, den Kleinen, nannten sie ihn, den zwei Meter großen Mann, der sich freiwillig den Internationalen Brigaden angeschlossen und hinter den feindlichen Linien Brücken, Straßen und Strommasten gesprengt hatte. Es war ein Leben in ständiger Todesgefahr, aus dem der „Riese“ Fritz Lettner nach verlorenem Krieg 1939 in einer Bergtour über die Gipfel der Pyrenäen abgemagert auf knapp fünfzig Kilogramm nach Frankreich entkam, wo man ihn – wie seine Mitkämpfer auch – in das Lager Gurs steckte. Fritz Lettner stammte aus einer Familie von Landarbeitern, die es mit der zunehmenden Industrialisierung um 1900 in die Stadt Salzburg verschlagen hatte. Fritz absolvierte eine Lehre als Metallarbeiter, die ihm zwar keinen Job im

krisengeschüttelten Österreich einbrachte, aber zusammen mit seinem Hobby, dem Bergsteigen, die ideale Voraussetzung für den Einsatz im Kampf gegen die Faschisten bildete. 1946 saßen sie zusammen, die Widerstandskämpfer aus der Résistance, die Helden aus Spanien und all die anderen befreiten Antifaschisten, in einer kleinen Hinterhofwohnung in Paris und besprachen die Weltlage. Ein Bild der Sicherheit, des Sieges, der Lebensfreude für das Kind Robert Lettner, das bald abgelöst werden sollte vom Österreich der frühen 50er Jahre in der Provinz.

Die Lettners kehrten nach Salzburg zurück und Robert erlebte eine Welt, die er nicht weiter beschreiben braucht, wenn man nur Thomas Bernhards Kindheitserinnerungen gelesen hat. Aus dem Geburtsort auf seinen Urkunden wussten die strammen Nazilehrer, die eben noch die Hitlersche Ideologie gelehrt hatten und vom neuen, demokratischen Österreich in Bausch und Bogen übernommen worden waren, dass es sich um ein „Feindkind“ handeln musste. Robert musste eigentlich an der Welt verzweifeln, in einer Grundschule, in der er diskriminiert und wie ein Aussätziger behandelt wird. Doch er nimmt sich die Mutter zum Vorbild und deren Credo: „Man muss als Person zu seiner Position stehen, alles andere ist Ausdruck einer unterentwickelten Kultur.“ Und so wird Robert Lettner ein Widerständiger in einem Land, in dem der falsche Konsens, die schokoladensüße Lüge zum Identitätsmerkmal wird, in dem Kritiker „Nestbeschmutzer“ genannt werden und Bürgerstolz nur in Geschichten über Andreas Hofer noch schwach flackernd überlebt.

Die nächsten Stationen seines Lebens waren der Umzug nach Wien 1953, wo er im zweiten Bezirk endlich auch Kinder kennen lernt, deren Familien ein ähnliches Schicksal erlitten hatten wie die seine. Diese Kinder aus der jüdischen Emigration wurden seine Freunde, man ging gemeinsam in Jugendorganisationen der Linken und wurde politisiert. Robert begann 1958 eine Lehre im grafischen Gewerbe und entwickelte bereits als junger Arbeiter in der Druckerei seine Liebe zur Malerei. Noch als Kind in Salzburg hatte er oft in Theateraufführungen gehen können, weil seine Eltern als Journalisten Freikarten nach Hause brachten. „Wie man den Jedermann anlegt, habe ich mir vorstellen können. Aber wie die Fresken zustande kamen, von denen Salzburg so voll war, das stellte sich mir als ein unbegreiflicher Zauber dar, als ein

Geheimnis, auf dessen Spur ich kommen musste,“ erinnert sich Robert an die Faszination von Bildern und Formen. Er besucht also in Wien Ausstellungen und Museen und schreibt sich schließlich für einen Lehrgang bei der legendären Leiterin der Künstlerischen Volkshochschule Gerda Matejka-Felden ein. Wenn Robert Lettner in den Unterricht in das Gebäude der Akademie für Bildende Kunst am Schillerplatz ging, sah er die Kunststudenten die Treppe nach oben verschwinden, während er zu seinem Kurs in den Keller zu gehen hatte. Eines Tages, so schwor er sich, würde er auch dort hinaufsteigen, wo er das Paradies der Maler vermutete.

1964 war es dann so weit, Lettner bewarb sich um die Aufnahme an der Akademie und wurde von der Jury prompt abgelehnt. Er ging mit seiner Mappe unter dem Arm am Rektorat vorbei, drehte um und marschierte in das Büro des Rektors Herbert Boeckl. Ob er wenigstens am Abendakt teilnehmen dürfe, fragte er den berühmten Maler, worauf dieser die Mappe ergriff, die Probearbeiten durchblätterte und den jungen Mann mit den Worten „Die sind ja alle deppert“ doch noch zum Studium zuließ.

Robert besuchte also die Meisterklasse bei Franz Elsner, den er als Person, nicht jedoch als Maler schätzte. Als der Professor in eines seiner gerade im Entstehen begriffenen Bilder hineinmalte, aktivierte er seinen Wider- ▶

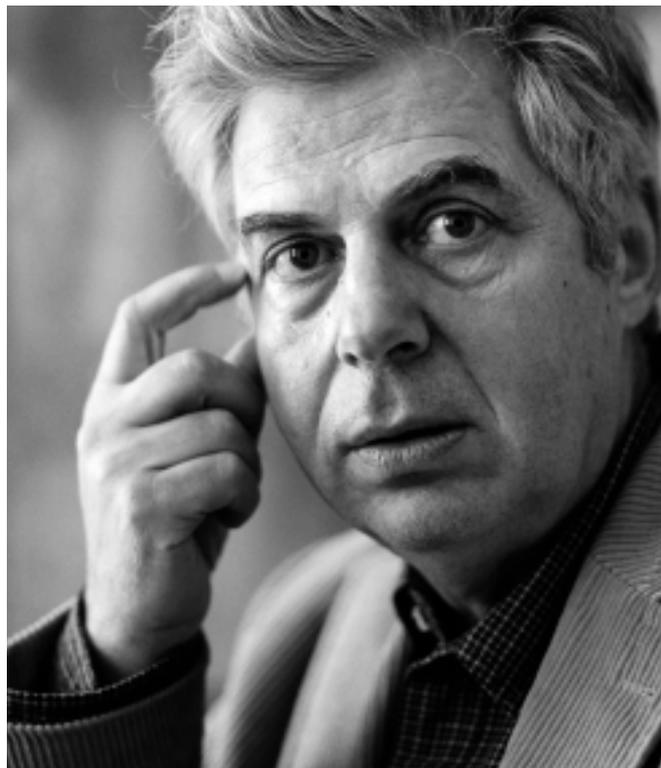


Foto: © P. Rigaud

Maler Robert Lettner über Österreich: „Fürchte dich vor den Mittelmäßigen, denn sie sind erbarmungslos“

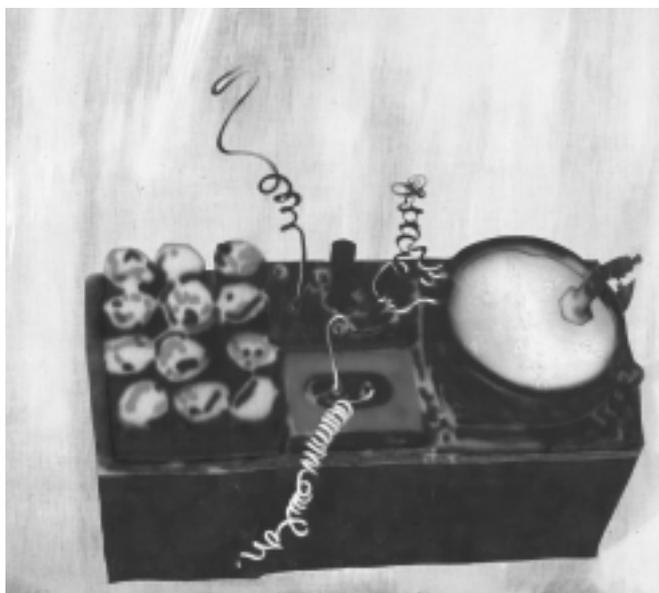


Foto: © Robert Lettner

Stillleben, 1974, Acryl auf Leinwand, 127 x 110 cm

standsgeist und hieß den Lehrer, seine Kommentare doch auf ein eigenes Blatt und nicht mitten in seines hineinzuzeichnen. Daraufhin forderte Elsner ihn auf, aus seiner Klasse zu verschwinden, was Robert mit der Bemerkung „Hier lerne ich was, und im Winter ist es warm, ich bleibe also“ quittierte. Elsner stellte seine Betreuung ein, ließ aber den talentierten Studenten weitermachen. Am Ende des Studiums, inzwischen war das Jahr 1967 angebrochen, lud er ihn ein, zu einem Treffen von Künstlern nach Prag mitzukommen, wo der Prager Frühling ein kurzes politisches Tauwetter hatte aufziehen lassen. Lettner war erstaunt, warum gerade ihm diese Ehre zuteil wurde, was Elsner mit den Worten erläuterte: „Nehmen Sie es als persönliche Wertschätzung. Öffentliche Anerkennung werden Sie mit ihrem Widerspruchsgeist ohnehin nie bekommen.“

Am Anfang der künstlerischen Karriere des frisch gebackenen akademischen Malers schien die Prophezeiung seines Lehrers nicht aufzugehen. Oswald Oberhuber, der große Förderer der jungen österreichischen Kunst, brachte ihn in die von Monsignore Otto Maurer geleitete Galerie nächst St. Stephan. Seine erste Ausstellung trug den romantischen Titel „Tagträume“ und war doch konsequent dem Thema Widerstand gewidmet. Lettner will den Widerstand nicht abmalen, ihn nicht zum Gegenstand des Bildes machen, sondern mit seiner Malerei in den Menschen jene Sehnsüchte wecken, die Hoffnung geben und stärken für den Kampf gegen die Enge und das Verhindern. Wer Visionen hat, lernt für sie einzutreten, so das Credo des jungen, unangepassten Künstlers der späten 60er Jahre, der so zornig spricht und so ästhetisch malt.

Robert erinnert sich an die Zeit des gemeinsamen Aufbegehrens gegen autoritäre Gesellschaftsstrukturen und die Regeln der Konsumgesellschaft in zweierlei Hinsicht. In der Familie kam es im Gefolge der Niederschlagung des Prager Frühlings durch die Sowjetunion und ihre Verbündeten zu erbitterten Auseinandersetzungen. Fritz Lettner war durch seine Geschichte ein für alle Mal zum Stalinisten geworden, während die Mutter sich nicht halten ließ, das Unrecht des Systems zu durchschauen und zu thematisieren. Robert hatte sich längst sein Bild gemacht. Die Ablösung der revolutionären Kunstäußerungen aus den 20er Jahren durch den „Sozialistischen Realismus“ ließ ihn erkennen, dass autoritäre Herrschaft und die, wie er sie nennt, „akademische bürgerliche Lüge“ sich durchgesetzt hatten.

Zehn Jahre später, 1978, stellte Robert das letzte Mal in der Galerie nächst St. Stephan aus. Er befasste sich in seiner Arbeit „Smile Baby Smile“ mit der Aufarbeitung der RAF. Das war zu dieser Zeit ein undenkbares Unterfangen, ein Tabu, das in Deutschland erst heute zögerlich berührt werden kann. Robert Lettner spürte nie die „klammheimliche Freude“, die manche Linke bei den Gewalttaten der RAF empfanden. Dem Sohn von Eltern, die für ihre Ziele im politischen Widerstand gekämpft hatten, waren die „Revolutionäre“ der 68er-Bewegung nichts als Desperados, die ihre Auseinandersetzung mit der Sozialisation in ihren kleinbürgerlichen Familien durch nach außen gerichtete Gewalt führten, ohne jede Verbindung zur Bevölkerung, deren Anliegen sie durchzusetzen behaupteten. In einer Serie von Porträts der 68er-Generation zeigt er sie alle mit einem Lächeln auf den Lippen, das – wenn die Bilder nebeneinander hängen – zu einer tiefen Traurigkeit gerinnt. Zur gleichen Zeit malte Lettner zu diesem Thema auch polemische Bilder von den Waffen der RAF. Der Widerspruch zwischen der tödlichen Gefahr und ihrer Chancenlosigkeit zeigt sich in Stillleben von selbst gebastelten Sprengkörpern und Handgranaten.

Aus dem Jahr 1973 stammt ein anderes Bild, das Roberts Verzweiflung über seine angeblichen Genossen im Widerstand zeigt. Im „Schweinchen-Bild“ drängt sich eine Gruppe von Schweinen am Futtertrog, darüber sieht man die roten Fahnen wehen. Die Bewegung der Kreativität, als die er die Zeit von 1968 verstanden hatte, wurde verraten von den Bonzen, denen die politische Öffnung nur zum Sprung-

brett für ihre Karrieren diene. „Immerhin“, meint Lettner, „hat die konservative Kulturpolitik dreißig Jahre gebraucht, um sich wieder zu sammeln. Jetzt erst kommt es zu Einschränkungen der Demokratie und das Bürgertum zeigt wieder seine autoritären Zähne.“

In den nächsten Jahrzehnten malt Lettner Sehnsüchte in Form von Blumenbildern. Er befasst sich intensiv mit Strukturen in der Malerei, es entstehen strenge „Balkenbilder“ und aus derselben Auffassung über Struktur heraus Landschaften, die scheinbar nichts mit der kühlen Distanziertheit der Balken zu tun haben und doch äußere Spiegelungen zu den inneren Vorgängen, Reflexionen des immer gleichen Anliegens sind: die Möglichkeiten und Sehnsüchte der Menschen ästhetisch zu zeigen, um ihnen Mut für den Widerstand gegen die Kleinmütigen zu geben.

In der Waldheim-Zeit entsteht ein anderes Schlüsselbild des politischen Ästheten. An einer U-Bahn-Station entdeckt er die mit Bleistift hingekritzelte Aufschrift: „Jud raus“ und er hält dieses Motiv des wieder aufflackernden Antisemitismus auf der Leinwand fest. Lettner, der sich intensiv mit dem Ornament auseinandersetzt, sieht die zittrige Inschrift als einen Code, der in so vielen steckt und immer wieder herausgeholt, aktiviert wird. „Ich war betroffen, dass sie sich wieder so frech zu agieren trauten und gleichzeitig konnte ich aus der Form der Aufschrift erkennen, dass der Schreiber verkehrt zur Mauer gestanden haben muss, immer in der Angst, entdeckt zu werden.“ Lange hat Robert das Bild und seine eigene Betroffenheit im Hinterstübchen seines Ateliers behalten und das Werk dann erst vor kurzem einem Sammler verkauft. Inzwischen hat Robert Lettner den 60. Geburtstag gefeiert. In seinem Atelier und in verschiedenen Lagern liegt sein riesiges künstlerisches Œuvre. 37 Jahre intensiver Arbeit haben tausend

bis zweitausend Bilder, Grafiken und Entwürfe entstehen lassen.

Der Maler Lettner ist seinem, im Zigarettenrauch der Pariser Wohnung aufgesogenen Widerstandsgeist immer treu geblieben. Er bietet sich den Galeristen nicht an, die jemanden wie ihn nicht einordnen können. Er zögert nicht, seine Meinung zu sagen, auch wenn sie nicht opportunistisch ist, und er bleibt doch in Wien, weil er nur hier den kreativen Widerspruch zu finden meint, den er für seine Arbeit braucht.

In seinen Vorlesungen an der Hochschule für Angewandte Kunst spricht er mit den Studenten über das Phänomen der Angst. Nur wer keine Angst hat, so seine These, könne im Widerstand leben. Die jungen Leute fragen ihn dann, wie das denn ginge, Angst abzubauen, und Lettner versteht, dass sie ihn fragen, denn so etwas würde hierzulande in den Familien und an den Schulen ja kaum gelehrt.

Robert Lettner hat nicht alle Anerkennungen erhalten, die einem Visionär wohl anderswo zukämen. Er lacht darüber, ein stets spitzbübisches Lachen, das ihm niemand nehmen konnte. „Fürchte dich vor den Mittelmäßigen“, sagt er zu Österreich, „denn sie sind erbarmungslos“, und vermittelt dabei den Eindruck, dass er gar nicht wisse, was Furcht ist.

Im Café Prückl, seinem verlängerten Wohnzimmer, frage ich ihn, ob sein Leben ein Kampf gegen die Angst gewesen sei. Diesmal antwortet er ohne Lächeln: „Ich habe erst jetzt den Eindruck, dass ich das Frösteln, das ich ein Leben lang in mir herumgetragen habe, zu beherrschen lerne. Es wäre meine größte Leistung, die ich mit meinem Widerstand herstellen könnte, wenn ich mich von diesem Frösteln befreie. Ich spüre immer noch die Fremde hier in meinem Heimatland. Eines Tages aber, wenn ich das Frösteln überwunden habe, werde ich ein berühmter Maler sein.“ ■



Foto: © Robert Lettner

Porträtreihe „Smile Baby Smile“, eine Dokumentation der 70er Jahre



Fotos: © Hotel Savoy

Hotel Savoy in London: jüdische Festessen, Küche mit koscherem Bereich

„Ich liebe Käsekrainer“

| Im renommierten Londoner Hotel Savoy kocht seit Herbst der Österreicher Georg Fuchs. Besonderes Augenmerk widmet er der koscheren Küche. Aber er selbst liebt auch Deftig-Österreichisches. |

Von Axel Reiserer

In das Londoner Savoy geht man nicht wie in irgendein Hotel, hier tritt man ehrfürchtig ein wie in einen Tempel. Von der Nobelstraße The Strand nach hinten versetzt liegt das Haus in bester Innenstadtlage an der Themse. Die bekanntesten Theater der Stadt sind in unmittelbarer Nähe. Eines davon ist das Savoy Theatre, dessen Gründung 1889 erst den Anstoß für die Schaffung des gleichnamigen Hotels im selben Gebäudekomplex gab. Theaterbesuchern wollte man ein „Zuhause außerhalb vom Zuhause“ bieten.

Das Konzept ging auf. Gestaltet im Stil des Art déco wie das benachbarte Theater und ausgestattet mit verschwenderischem Luxus auf dem letzten Stand der Technik, wurde das Savoy zu einem Magneten für die bessere Gesellschaft. Hier stiegen Sarah Bernhardt

oder Nellie Melba ab, nächtigten und hielten Hof. Aber auch Winston Churchill war zeit seines Lebens ein großer „Savoyard“, der mindestens einmal in der Woche in das Hotel kam. Später gehörten Stars wie Bing Crosby, Gary Grant, John Wayne, Fred Astaire und Marilyn Monroe zu den Gästen und in jüngster Zeit Sean Connery, Catherine Zeta-Jones, Goldie Hawn und Bill Murray.

In diesem Tempel des Luxus wurde seit jeher der Küche besondere Bedeutung beigemessen. Der erste Küchenchef im Gründungsjahr 1889, der Franzose Auguste Escoffier, wurde in seiner Zunft zur Legende. Heute liegt sein Originalkochbuch in den Händen eines Österreichers: Georg Fuchs ist seit vergangenem September Herr über derzeit knapp 80 Mitarbeiter in der Küche des Savoy, wo allein jeden

Abend bis zu 3.000 Gerichte à la carte zubereitet werden.

Georg Fuchs sitzt in seinem schmucklosen Büro, von dem aus er die Großküche wie ein Kapitän sein Schiff von der Brücke aus überblicken kann. Eben erst hat er Karotten geschnitten. Immer noch greift er selbst zu Kochlöffel und Messer. „Kochen ist Handwerk“, sagt er, „Kreativität kommt nur aus handwerklichem Können.“ Von der so modernen Verklärung des Kochhandwerks zum Kunstwerk hält er wenig: „Kunst ist etwas Einmaliges, wir hingegen haben Rezepte und können danach ein Gericht beliebig oft wiederholen.“

Eine Revolution will er den Gästen des Savoy nicht zumuten. „Oft wird die Arbeitskleidung des Kochs zu einem Kostüm und die Küche zur Bühne. Dann wird das Essen sekundär.“ Für Fuchs hingegen hat Qualität absolute Priorität. Wo er einkaufen geht, wer seine Lieferanten sind, das hütet er selbst vor einem Unbekannten wie ein Staatsgeheimnis. Dass es nicht an Aufwand mangelt, lässt er aber schon durchblicken: „Manche meiner Lieferanten sind 2.000 Kilometer weit weg.“ Was sie bringen, verrät er nicht. Aber er stellt sicher, dass es in allerbestem Zustand ist.

Wenn auch nur das Beste gut genug ist, heißt das noch lange nicht, dass nur das ausgefallenste, komplizierteste, teuerste Gericht das beste ist. „Für mich ist jedes Essen gut, solange es mit Sorgfalt zubereitet ist“, meint Fuchs. „Nur liebloses Kochen hasse ich.“ Londoner Restaurantkritiker wie etwa Mario Wyn-Jones schreiben, dass Fuchs eine „klassische“ Küche auf hohem Niveau führe. Zu Fuchs' aktuellen Lieblingskreationen gehören Wachtel im Nest mit Mousse von der Gänseleber, warm geräucherter Hering, Knoblauchlamm in Rotwein oder Pâtes Thai. Und was isst er in seiner Freizeit? „Ich liebe Käsekrainer.“

Vielleicht liegt für Fuchs in diesem doch eher weniger raffinierten Gericht auch eine Erinnerung an seine Heimat. Seit Jahrzehnten schon arbeitet der 52-jährige Steirer im Ausland. Deutschland, Frankreich, Großbritannien, Ungarn, Südafrika und ein Schiff der Viking Line gehören zu seinen Stationen. „In meiner Jugend war Koch fast ein Modeberuf. Und es ist ein Beruf, mit dem man die Welt kennen lernen kann. Ich bin ja ein bisschen ein Kind der Sechzigerjahre“, sagt Fuchs, grinst und macht das „Peace“-Zeichen.

Besonders gute Erinnerungen hat Fuchs an Israel, wo er einige Jahre im legendären Jerusalemer Hotel King David kochte, unter anderem für den ehemaligen Staatspräsidenten Ezer Weizman. Vor allem aber lernte er dort seine Frau kennen: „Es war Liebe auf den ersten Blick.“ Bis heute sind sie verheiratet, obwohl Fuchs sein berufliches Wanderleben schließlich fortsetzte. „Frauen von Köchen sind Superfrauen. Sie halten alles zusammen trotz schwieriger Umstände wie etwa unserer Arbeitszeiten.“

In Israel entwickelte Fuchs auch eine große Begeisterung für die koschere Küche. „Hier gibt es viel zu entdecken. Das kann eine sehr vielseitige Küche sein.“ Die größte Herausforderung sieht er darin, adäquate Alternativen zu finden: „Statt Butter kann man etwa besonders gutes Öl verwenden. Das ist nicht nur besser, sondern auch gesünder.“ Für viele seiner Rezepte habe er auch eine koschere Variante erarbeitet.

Die Nachfrage danach ist im Savoy „stark“, wie Fuchs sagt. Viele jüdische Festessen und Feiern werden in einem der prachtvollen Veranstaltungsräume abgehalten. In der Küche gibt es selbstverständlich einen eigenen koscheren Bereich. Fuchs' Ziel ist es dabei, das koschere Essen so „kreativ und innovativ“ wie den übrigen Bereich seiner Küche zu gestalten. „Ich mag koscheres Kochen, denn es ist gemeinschaftliches Kochen.“ Und richtig gut ist es, wenn man die Gerichte nachher auch gemeinsam genießt. *Beté avon!* ■



Österreicher Georg Fuchs: koscheres Essen, „kreativ und innovativ“



Fotos: © Frédéric Brenner, Knesebeck Verlag

Purim-Engel in den Straßen von Mea Shearim: auf der Suche nach dem authentischen Judentum

Puzzlesteine aus fünf Kontinenten

Von Saskia Schwaiger

Frédéric Brenner war 19, als er 1978 zu Fotoaufnahmen nach Jerusalem anreiste. Seine Aufnahmen in den Straßen von Mea Shearim hinterließen einen starken Eindruck; Brenner war überzeugt, er habe hier das „authentische Judentum“ gefunden. Doch 25 Jahre später, nach unzähligen Reisen in über 40 Länder dieser Erde, kommt Brenner zu dem Schluss, dass es kein authentisches Judentum gibt. Die Suche nach dieser jüdischen Identität und nach jüdischen Lebensformen wurde jedoch zur zentralen Frage seines künstlerischen Werks und führte ihn von Argentinien über Hongkong nach Usbekistan.

Eine Sammlung seiner Fotos liegt nun in einem umfangreichen Werk vor: Unter dem Titel „Diaspora“ ist nun in deutscher Übersetzung das zweibändige Buch erschienen. Brenners beeindruckendes Bilddokument zeigt in Band eins 270 Fotos jüdischer Traditionen quer durch die ganze Welt. Ein Goldschmied in Jemen wird genauso abgebildet wie ein Verkäufer in Kalkutta oder ein Haarschneider am Toten Meer in Israel. Zum Teil inszeniert Brenner die Situationen auf sehr detailverliebte Art und erzeugt so Abbildungen, die manchmal berührend, oft skurril, aber niemals lächerlich wirken. Auch die Wiener Staatsoper ist Teil seiner Inszenierung – eingewickelt in eine Reproduktion jenes Stoffes, aus dem die

Judensterne der NS-Zeit hergestellt wurden. Sogar NU ist prominent vertreten: In einer Fotoserie von Menschen und Themen verschiedener Städte ist auch Chefredakteur Peter Menasse abgebildet, hinter ihm der erst kürzlich geschlossene Rassenaal des Kunsthistorischen Museums. Im zweiten Band kommen jüdische Intellektuelle zu Wort, darunter Jacques Derrida, Carlos Fuentes und Elfriede Jelinek.

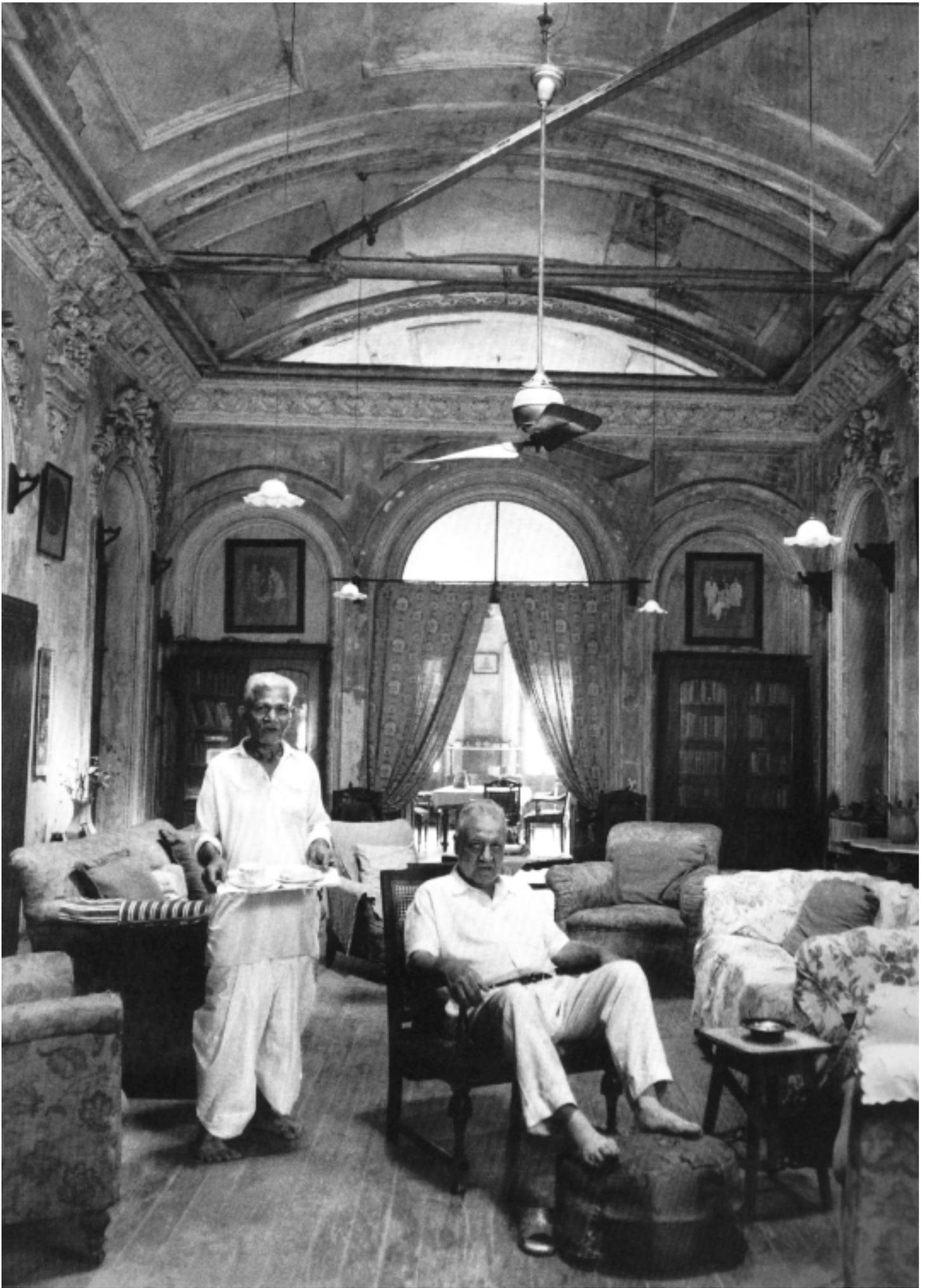
Die Kritik an der Einseitigkeit des jüdischen Selbstbildes („ethnozentrisch, weiß, westlich, aschkenasisch“) wird in dem Buch gründlich widerlegt. Wer immer ein Bild des typischen Juden vor sich gehabt hat, so Brenner, wird durch dieses Buch eines Besseren belehrt. Es gibt ihn nicht. Stattdessen viele verschiedene Fotos und Szenen in vielen verschiedenen Formaten und Anordnungen, aufgenommen während fast drei Jahrzehnten.

Egal, ob man seinen ästhetischen Zugang mag oder nicht: Dem Sozialanthropologen Frédéric Brenner ist mit dem Buch ein beeindruckendes Puzzle jüdischer Gesichter und Lebensformen gelungen. ■

„Diaspora – Jüdisches Leben im Exil“, zwei gebundene Bände im Schuber, 520 Seiten mit 350 Abbildungen in Schwarzweiß, Knesebeck Verlag, München



Khayim Yosifovitch Kazhokin und seine Ehefrau Sara Mikhaylovna, Kolchosearbeiter, Ilynka, Voronezh oblast, Russland 1990



Moses Elias, Kaufmann, Kalkutta, Indien 1986



Staatsoper, Wien 2001



Leonid Semyonovich Doktor, Hutmacher, Shargorod, Ukraine, USSR 1989



Ehemalige tadschikische Haarschneider und ihre israelischen Kunden, Totes Meer, Israel 1997





Souvenir-Verkäufer, Piazza San Pedro, Rom, Italien 1992



Foto: © Barbara Tóth

Jan Lang: einer der wenigen Tschechen, die von der Restitution profitiert haben

Der Glückspilz

| *Wie funktioniert Restitution im Nachbarland Tschechien? Dem Prager Chemiker Jan Lang brachte die Wende Grund, Boden und Reichtum wieder. In ihrem Buch „Reifeprüfung Prag 1989“ berichtet NU-Autorin **Barbara Tóth** von 24 weiteren Schicksalen zwischen 1948, 1968 und 1989. Ein Vorabdruck.* |

Jan Lang braucht gar nicht zu sagen, dass er ein glücklicher Mensch ist. Man sieht es ihm an. Sein rundes Gesicht strahlt und seine dunklen Augen, die hinter der Brille noch ein wenig größer wirken als sie sind, blitzen. Wenn Jan lacht, dann bebt sein massiger Körper, er schüttelt sich und schnauft, und dieses Schauspiel zeigt sich oft, denn Jan lacht gerne.

Er hat dazu auch allen Grund. Jan gehört zu den wenigen tausend Tschechen, die von der Restitution profitiert haben. Bald nach der Wende im Jahr 1989 hat er einen Teil jenes Besitzes, der einst seiner Familie gehört hatte, zurückbekommen. Bei Jan war die Rechtslage eindeutig: Er stammt aus einer ehemals reichen jüdischen Advokatenfamilie. Sein Urgroßvater, ein stattlicher Gentleman der alten Schule, der seinen Glauben praktizierte, aber weltlichen Dingen ganz und gar nicht abgeneigt war, floh vor den Nazis im Jahr 1938 in die Schweiz. Im Jahr 1945, nach Ende des Krieges, wanderte er dann in die USA aus. Er wollte nicht zurück in sein Heimatland, und so überschrieb er sein Eigentum, das aus Häusern in Prag und Wien, einem herrschaftlichen Gut mit Grund und Boden und

angeschlossener Landwirtschaft unweit Prags bestand, seinen Kindern. Jans Großvater, Advokat wie sein Vater, bekam den Besitz in Tschechien, seine Großtante erbte das Haus in Wien. Im Jahr 1948, nach der Machtergreifung durch die Kommunisten, wurde die gesamte Familie enteignet. Die Langs waren eindeutig zu wohlhabend für kommunistische Standards. Ihre Reichtümer sollten der Allgemeinheit zugute kommen. Das Landgut wurde verstaatlicht und als genossenschaftlicher Betrieb weitergeführt, die Häuser in der Stadt zu Staatsbesitz.

Nur Jans Großvater blieb, seine Geschwister verließen die Tschechische Republik, die nun Tschechoslowakische Sozialistische Republik hieß. Seine Großtante lebt heute in Chile, ein anderer Bruder verstarb in den USA: Was aus dem Haus in Wien wurde, weiß Jan nicht. Er hatte genug Mühe, seinen Besitz in Tschechien wieder zurückzugewinnen. Auch wenn seine Familiengeschichte keine Fragen offen ließ, musste alles erst einmal bewiesen werden. Alte Akten mussten ausgegraben, Urkunden beglaubigt, unwirsche Beamte überwunden werden. Es hat schon seinen Grund, dass der tschechische

Schriftsteller Franz Kafka seinen Helden K. im Roman „Der Prozess“ ausgerechnet in den Kampf gegen die gesichtslose Bürokratie schickt. Die tschechische Beamtschaft vereint den selbstbewussten k. u. k. Herrschaftsanspruch von einst mit österreichischem Gängel-tum und tschechischer Wurstigkeit, in Summe keine besonders produktive Mischung.

Sein Großvater erlebte die Restitution nicht mehr, er verstarb 1978. Sein Vater, Chemiker wie Jan, sah Gut und Ländereien noch rückerstattet. Aber auch er konnte den wieder erworbenen Reichtum nicht wirklich genießen. Er starb Anfang des Jahres 1999. Jan ist somit der Letzte seiner Familie. Er erbt, was seine Vorfahren einst aufgebaut und dann verloren haben.

Jans Geschichte erzählt somit auch die Geschichte dreier Generationen im Tschechien des 20. und 21. Jahrhunderts, die jede auf ihre Art eine tragische ist – jene von Jan vielleicht ausgenommen. Drei Jahreszahlen dienen dabei als Chiffre: 1948, das Jahr der kommunistischen Machtergreifung, die einherging mit Enteignung, Verstaatlichung, Vertreibung und Inhaftierung. Dann das Jahr 1968, in Westeuropa Symbol für gesellschaftlichen Aufbruch und Modernität, sexuelle Befreiung und Emanzipation. In Tschechien steht diese Jahreszahl für den Prager Frühling – und für seine blutige Niederschlagung. Die Invasion der „befreundeten“ Armee des Warschauer Paktes zerstörte die Hoffnungen einer ganzen Generation, die von einem Sozialismus mit menschlichem Antlitz, von einem Sonderweg Tschechiens im Ostblock geträumt hatte. Und schließlich das Jahr 1989, das Jahr der sanften Revolution, oder schlicht „Listopad“, das Jahr des „Novembers“, wie die Wende in Tschechien ohne Attribute und Jahreszahl genannt wird. Jan ist ein Kind dieses Jahres, ein 89er, einer, dem die Wende Grund, Boden und moderaten Reichtum brachte.

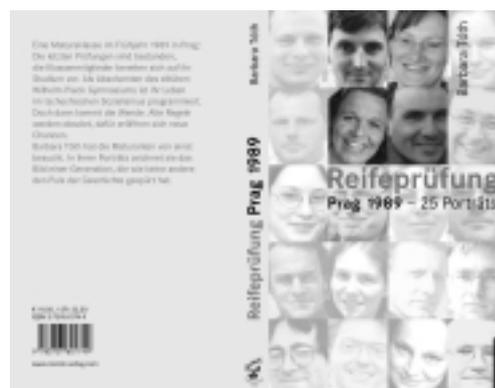
Für die 48er kam 1989 vielfach zu spät. Sie waren bereits in Pension, hatten ihr aktives Leben ver- lebt, viele von ihnen hatte der Kommunismus mental zerstört, abgestumpft. Die neuen, bun- ten und schreienden Zeiten schmerzten sie, sie fanden sich nicht zurecht. Manche der 48er verbissen sich gegen Lebensende noch einmal in den Kampf um Wiedergutmachung, um Rückerstattung ihres einstigen Hab und Guts. Es war ein Stellvertreterkampf um historische Gerechtigkeit. Die Aussicht, ihr einstiges Elternhaus, den Grundbesitz, die Felder und Anwesen ihrer Jugend wiederzubekommen, hielten sie am Leben. Nicht selten verstarben Greise, die sich zuvor noch von Amt zu Amt, von

Beamten zu Beamten geschleppt hatten, wenig später, sobald ihr letzter Lebenssinn erfüllt war. Die 48er sind, vor allem in den Augen Jans, eine tragische Generation. In der Jugend kommuni- stifiziert, im Alter brutal verwestlicht – und dazwischen ein Leben unter Hammer und Sichel, das mit einem Mal niemand mehr so recht schätzen wollte.

Einfacher hatten es die 68er. Sie waren 1989, als die Wende kam, in ihren besten Jahren. Pech hatte, wer korrumpiert war. Er musste seine Ses- sel räumen – meistens waren es die Chefessel – und erst einmal verschwinden. Nicht wenige der entlassenen Firmenchefs, der so genannten „roten Barone“, tauchten wenig später wieder auf. Mit neuen Visitenkarten, aber der alten Gesinnung. Für jene aber, die ihre Regimekritik mit einem Leben in der Grauzone bezahlt haben, die, obwohl gebildet und intellektuell, Bauarbei- ter wurden oder Bierfässer ausführten wie der ehemalige tschechische Präsident Václav Havel, für jene begann ein kurzes, goldenes Zeitalter. Sie durften aus der Versenkung auftauchen und die neuen Machtpositionen übernehmen, vor allem in der Meinungs- und Medienindustrie.

Jan, der noch nicht verheiratet ist, lebt heute ganz gut. Mit einer Plattenbau-Wohnung 3+1 in der Stadt und einem derzeit als Hopfenfarm ver- pachteten Gut am Land. Mit einem Skoda Octa- via zum Ausfahren und einem alten Fiat für hol- priges Gelände. Mit einem sicheren Job als Spektroskopie-Spezialist auf der Uni, der ihm monatlich einen weit über dem Durchschnitt lie- gendes Bruttogehalt von 25.000 Kronen ein- bringt und einem Zusatzeinkommen aus seinen Ländereien von 10.000 Kronen. Andere Familien verdienen nicht einmal das. „Geld ist dazu da, um nicht viel darüber zu reden“, sagt Jan und wohl aus diesem Grund pflegt er eine Lebens- einstellung, für die ihn die unglücklichen 48er sowie die ganz und gar nicht unbeschwerten 68er vielleicht manchmal beneiden dürften. ■

Das Buch „Reifeprüfung Prag 1989“ erscheint Anfang April im Czernin Verlag.



Werden die Europäer den USA den Erfolg verzeihen?

MEINUNG

Die allgemeine Dominanz der USA wird in Europa sehr wohl wahrgenommen, wenn auch häufig mit einem höhnischen „Naja, aber ...“ zu entkräften gesucht. Hier einige Beispiele: Das Durchschnittseinkommen in den USA ist etwa um 40 Prozent höher als das in Deutschland, Frankreich und Großbritannien.

Das Durchschnittsalter in den USA beträgt derzeit 36 Jahre, jenes in Europa 38. Im Jahr 2050 wird es in den USA noch immer 36 Jahre betragen, in Europa jedoch 53. Die EU-Bevölkerung beträgt derzeit 380 Millionen gegenüber 280 Millionen in den USA – die Differenz wird durch die EU-Beiträge im Jahr 2004 noch größer werden. Im Jahr 2050 jedoch wird die Bevölkerung der USA bereits auf 440 bis 550 Millionen angewachsen sein und damit werden die USA mehr Einwohner haben als die erweiterte EU.

In den USA werden mehr Patente angemeldet als von allen EU-Staaten zusammen; sie haben dreimal so viele Nobelpreisträger wie das in der Statistik hinter ihnen liegende Land (Großbritannien) und besitzen 90 der Top-100-Universitäten der Welt.

Die USA sind heute nicht nur das Zentrum der politischen und militärischen Macht, sondern auch das der Kultur, der Wissenschaft, des Fortschritts. War bis zum Zweiten Weltkrieg Europa der Nabel der Welt und die USA provinziell, so hat sich dies heute ins Gegenteil verkehrt. War Europa vor dem Zweiten Weltkrieg das Zentrum des jüdischen Lebens, jener Ort, wo die Symbiose von Judentum und der Aufklärung verbundenen europäischen Nationen die größten Errungenschaften auf allen Gebieten erzielte, so sind es heute eindeutig die USA. Europa hingegen droht zur Provinz, zum größten Freilichtmuseum zu werden.

„Größtes Freilichtmuseum“ klingt zwar zunächst gemächlich, weil es Kultur und hohe



Lebensqualität insinuiert. Unlängst aber stellte der US-Botschafter bei der EU fest, Europa gehe auf den Punkt zu, wo es „so schlimm würde wie in den 30er Jahren“. Im Allgemeinen wurde diese Stellungnahme als absurd – wo gäbe es denn z. B. „Nürnberger Rassegesetze“? – zurückgewiesen. Diese Vorwürfe würden nur dazu dienen, Kritiker an Israel und an der Politik der USA im Nahen Osten einzuschüchtern (= gemeint ist, dass durch den Vorwurf – Europa wäre wieder so schlimm wie in den 30er Jahren – Europa eingeschüchtert werden sollte).

Das klang auch wieder plausibel, doch halt – irgendetwas hat es mit den 30er Jahren vielleicht doch auf sich: Begriffe wie Neid, die ohnmächtige Wut des Erfolgrlosen, Unterlegenen, zu kurz Gekommenen, also die Wut des „narzisstisch Gekränkten“, finden sich doch seit einiger Zeit wieder zuhauf in den Statements europäischer Politiker und Meinungsmacher. Also Erscheinungen, die sehr wohl bereits im Europa der 30er Jahre, am Vorabend der Schoah, zu beobachten waren. Genau jene Ressentiments, die sich damals gegen die jüdischen Nachbarn und die europäischen Juden richteten, richten sich heute gegen die USA. Jene USA, die mit einer wieder an die 30er Jahre gemahnenden Deutlichkeit ständig als „von Juden dominiert“ bezeichnet werden.

Politiker, weit innerhalb des „Verfassungsbogens“, sprechen von der „Ostküste“ und den „Neokonservativen“ und meinen damit „die Juden“, die angeblich die Politik der USA bestimmen. Es gehört zum gesicherten Allgemeinwissen europäischer Politiker und Journalisten, dass die Politik der USA gegenüber Israel ausschließlich auf das erfolgreiche Wirken der jüdischen/zionistischen Lobbys, auf die „Macht der Juden“ zurückzuführen sei.

Hier haben wir sie wieder, die altbekannte schaurig-hasserfüllte Gefühlsmischung der Antisemiten – eine trübe Melange aus heimlicher Ehrfurcht und Bewunderung, gepaart mit dem Wunsch, am Erfolg teilzuhaben, sich aber gleichzeitig zurückgesetzt und minderwertig fühlend. Der altbekannte Mythos von jüdischer Macht, Tüchtigkeit und weltweiter Verschwörung wird nunmehr mit den USA identifiziert.

Paradoxerweise führten genau diese Ressentiments dazu, dass Jörg Haider in der Vergangenheit immer wieder in die USA pilgerte, um zu studieren, Klinken zu putzen und in die – in seinen Augen – innersten Zirkel der Macht vorzudringen, um heute die USA zu verachten und deren Präsidenten mit einem psychopathischen Massenmörder gleichzusetzen.

Anderes Beispiel: Lassen wir uns doch den Bericht der „Kronen Zeitung“ über den präsumtiven demokratischen Präsidentschaftskandidaten auf der Zunge zergehen: „John F. Kerry, Enkel von Fritz Abraham Kohn ... und seine Frau Ida, geborene Loew, wechselten die Religion (von mosaisch auf katholisch, Anm.). Kein Wunder, dass sich auch unter den Rivalen John Kerrys im demokratischen Lager drei Kandidaten mit jüdischen Familienbanden befinden. So ist der Landarzt Dr. Howard Dean mit Dr. Judith Steinberg verheiratet und lässt seine Kinder in jüdischen Schulen erziehen. General Wesley Clark, der ursprünglich Wesley Kanne hieß, hat einen jüdischen Vater und Senator

Joe Lieberman, der sich im Jahre 2000 um die Vizepräsidentschaft bewarb, ist jüdisch-orthodox. ... Heute dürfte dem Katholiken Kerry seine neu entdeckte jüdische Herkunft sogar nützen!“ („Krone Bunt“, 15.2.2004)

Aber warum sollten diese Dinge für die Juden in Europa gefährlich werden? Ich glaube nicht, dass es jetzt mehr Antisemiten gibt als früher, und es ist unseriös, alle paar Monate zu verkünden, der Antisemitismus sei so schlimm wie noch nie.

Aber Tatsache ist: Für Juden ist es ein ordentliches Stück ungemütlicher geworden in Europa. Die „Rischeß“ – ein wunderbar passender jiddischer Ausdruck – ist viel deutlicher zu spüren. Denn hinter der vorgeblich sachlichen und gerechtfertigten Kritik an Israel und den USA quellen die Ressentiments nur so hervor. Sie sind direkter zu spüren, weil es oft Freunde und Bekannte, Politiker und Journalisten sind, die so agieren.

Diese ressentimentbeladene Stimmung in Europa hat in letzter Zeit eine zusätzliche Brisanz bekommen: Die muslimische Welt und ihre rapid gewachsenen „Outlets“ in Europa befinden sich in einer Entwicklung, die jener des Deutschlands des 19. und des beginnenden 20. Jahrhunderts gleicht. Mit einer gewaltigen Animosität gegen den Westen und die Juden. Die Juden dienen als Projektionsfläche für all das Böse und Unreine, das die eigenen Werte zu korrumpieren droht. Dies gepaart mit einem Toteskult, in dem die Aufopferung für das Vaterland oder für die Religion als größte Erfüllung angesehen wird.

Schreitet diese Entwicklung in jenem Europa, das ohnehin durch den Schatten des eigenen Antisemitismus gelähmt ist, und das bisher – im Gegensatz zu den USA – nicht imstande war, die Muslime zu integrieren, fort, wird es für Juden nicht mehr nur ungemütlich in Europa, sondern wirklich gefährlich.



Fotos: © P. Rigaud

Javor zu Menasse: „Du bist einer der wenigen, die immer noch ans Gute glauben. Aber die SPÖ ist der große Verlierer“

Dajgezzen und Chochmezzzen

| Erwin Javor und Peter Menasse dajgezzen* und chochmezzzen** über die Wahlgänge in Österreich und den USA und über den verbliebenen politischen Idealismus |

Menasse: Chanukka ist auch nicht mehr das, was es einmal war. Ich formuliere im jüngsten NU drei Wünsche, was passiert – gerade einmal einer geht in Erfüllung: Zwar wird Gabi Burgstaller Landeshauptfrau von Salzburg, aber Haider hat in Kärnten nicht verloren und Muzicant hört noch immer nicht einmal ein bisserl auf dich.

Javor: Was willst du? Du bist einfach einer der ganz wenigen, die noch an das Gute und Edle im Menschen glauben. Dafür, dass du immer das Beste annimmst, ist dieses Resultat ohnehin sensationell.

Menasse: Immerhin hat Gabi Burgstaller, die ja stets nur mit GB plakatiert wurde, ordentlich gewonnen. Ich würde aus GB jetzt am liebsten gleich ÖGB machen. Aber nicht als Gewerkschaftsbewegung, sondern im Sinne: Gabi für Österreich.

Javor: Lieber Freund, du solltest nicht jubeln, sondern einsehen, dass die Sozialdemokratie der große Wahlverlierer des 7. März ist. Denn Gusenbauer ist sicher nicht in der Lage, diese Regierung zu stürzen, das könnte derzeit in Österreich nur

Jörg Haider. Und der ist nach dieser Wahl in Kärnten einbetoniert. Gabi Burgstaller, die eine personelle Alternative zu Alfred Gusenbauer hätte sein können und besser in der Lage wäre, die Regierung herauszufordern, ist jetzt auch für die nächsten Jahre vergeben. Die Sozialdemokratie ist also in Wirklichkeit trotz scheinbarer Zugewinne schwer geschlagen worden.

Menasse: Na, du hast aber heute eine schwarze Brille auf. Ich sehe doch ein ganz wichtiges Signal an die Sozialdemokratie. Diese Partei gewinnt dort, wo die Kandidatin einen neuen Stil pflegt, nahe an den Problemen der Menschen ist und sich von der früheren „Alles ist machbar, Herr Nachbar“-Mentalität absetzt. Im Gegensatz dazu kann ein Uralt-Apparatschik wie Ambrozy nur abstinken.

Javor: Dein Idealismus ist wieder einmal nicht zu bremsen. Gewonnen haben in beiden Bundesländern die Kandidaten, die am besten wahlgekämpft haben. Also es ging um Singen, Saufen, Lächeln, Händeschütteln, Schulterklopfen und nicht um Inhalte, wie du scheinbar immer noch glaubst.



Javor: „Der Ausgang der Wahlen in den USA ist für uns Juden von großer Bedeutung“

Menasse: Mach mir bitte keine Angst. Wenn das stimmt, gewinnt ja noch Benita Ferrero „Küsschen“ die Wahl und ich muss am Nationalfeiertag bei der Rede des Bundespräsidenten ins Bett flüchten und die Decke über beide Ohren ziehen.

Javor: Das wäre ein furchtbares Zähnefletschen und Kampfgrinsen.

Menasse: Also im Ernst. Es gibt für die weniger privilegierten Menschen in der Gesellschaft inzwischen so viele Probleme durch die schwarz-blaue Regierung, dass es eine wahre Kunst der Opposition ist, diese Regierung noch nicht zur Aufgabe gezwungen zu haben. Burgstaller ist es in Salzburg gelungen, die Widersprüche aufzudecken und sie hat damit einen Sieg der Inhalte gefeiert. Da hat dem Schüssel nicht einmal sein Medienimperium geholfen. Das ist ja auch so ein österreichisches Phänomen: Berlusconi musste sich die Fernsehstationen in Italien um viel Geld kaufen, Schüssel hat den ORF umsonst bekommen.

Javor: Wie auch immer, ich bleibe dabei, bei Wahlkämpfen geht es nicht um Politik, sondern um Show. Oder glaubst du, Schwarzenegger hat wegen seiner Inhalte gewonnen. Auch in den USA siegt nicht der, der Gerechtigkeit, Frieden und Wohlstand tatsächlich brächte, sondern der, der das am glaubwürdigsten verspricht.

Menasse: Du meinst schon wieder, bereits vor den Wahlen besser als alle anderen zu wissen, was im Busch ist.

Javor: Bis November ist zwar noch viel Zeit, aber ich bin wirklich der Auffassung, dass Bush das Rennen machen wird. In den europäischen Medien wird die Stimmungslage in den USA nicht richtig dargestellt. Da kommt viel Wunschenken durch. Die Wahl hängt überdies vor allem davon ab, wie die wirtschaftliche Lage im Spätherbst sein wird.

Menasse: Ich würde mir wünschen, dass im Spätherbst die Blätter des Busches sich färben und abfallen. Mein Wahlmotto: Carry on Kerry.

Javor: Egal wie es ausgeht, schuld daran werden wir Juden sein. Entweder werden die Leute sagen, dass Bush wegen seiner Israelfreundlichen Politik von der allmächtigen jüdischen Lobby gemacht wurde, oder sie werden die jüdischen Großeltern von John Kerry ins Treffen führen.

Menasse: Na, da ist in Salzburg und Kärnten wenig Gefahr, dass sie irgendwo jüdische Spuren finden.

Javor: Der Ausgang der Wahlen in den USA ist für die Welt und für uns Juden allerdings auch von größerer Bedeutung als österreichische Regionalwahlen. Und außerdem sage ich dir: Sindelar hin, Sindelar her, wirklich wichtig ist nur, dass die Grün-Weißen nicht Meister werden. Weil irgendwo gibt es Grenzen des schlechten Geschmacks.

Menasse: Danke, mein Freund, für diese Abschlussbemerkung. So können wir doch noch in tiefer Eintracht unser Dajgezzen beenden.



Menasse: „Mein Wahlmotto für die USA: Carry on Kerry“

Alltagsgeschichten

Von Erwin Javor

MEINUNG

Man erzählt sich, dass dereinst in einem Shtetl in Polen (es kann auch in Rumänien gewesen sein) ein heiratswilliger junger Mann, trotz heißem Bemühen, keine Braut finden konnte. Er war intelligent und kam noch dazu aus einem wohlhabenden Haus, wurde aber dennoch von der Damenwelt abgelehnt. Er hatte nämlich einen entscheidenden Fehler. Er wollte ständig im Mittelpunkt stehen und nahm es auch mit der Wahrheit nicht immer ganz genau. Man konnte zwar nicht behaupten, dass er Lügengeschichten erzählte, aber seine ständigen Übertreibungen waren einfach nervtötend. So kam es, dass er einen Schadchen (Heiratsvermittler) engagieren musste, um sein Ziel – nämlich eine Familie zu gründen – zu erreichen. Der Schadchen war nicht irgendein Schadchen, sondern ein Spezialist für „hoffnungslose“ Fälle. Die beiden hatten einige Vorgespräche und schlussendlich musste der zukünftige Bräutigam dem Vermittler hoch und heilig versprechen, sich während des Erstgesprächs mit einer verheißungsvollen Kandidatin ordentlich und vor allem bescheiden zu verhalten. Doch es kam wie es kommen musste. Nach einigen Minuten der netten Unterhaltung vergaß der Unbelehrbare seine anfängliche Zurückhaltung und fing an, sein Haus zu beschreiben: „Also mein Wohnzimmer ist über einhundert Meter lang und ...“ Der junge Mann machte eine bedeutungsvolle Pause. Diese Unterbrechung nutzte der Schadchen, um seinen Kunden einen kräftigen Tritt unter dem Tisch zu verpassen. Schuld bewusst und kleinlaut beendete dieser dann den begonnenen Satz mit „... und einen halben Meter breit.“

Ich musste unwillkürlich an diese Geschichte denken, als ich wieder einmal Schlagzeilen, Kommentare und Leitartikel über diverse



Aussagen unseres Präsidenten in den Zeitungen las. Was war geschehen? Anfang Februar tagte bekanntlich eine Rabbinerkonferenz in Wien. Rund 100 Rabbiner, unter ihnen immerhin Israels Oberrabbiner, waren zu Gast bei Thomas Klestil und nach einer denkwürdigen, herzlichen und vor allem ehrlichen Rede des Bundespräsidenten wurde er von Israels Oberrabbiner Jona Metzger geehrt und gesegnet. Der Menschenrechtspreis 2003 des „Rabbinical Center of Europe“ (RCE) wurde EU-Kommissionspräsident Romano Prodi von insgesamt fünf Rabbinern überreicht. Der Oberrabbiner von Antwerpen David Lieberman, Israels Oberrabbiner Jona Metzger, der Oberrabbiner von Russland Berl Lazar, der Oberrabbiner der Ukraine Azriel Cheikin sowie RCE-Direktor Moshe Garelik aus Mailand stellten sich in einem Halbkreis auf und Metzger legte im Rahmen des Festaktes auch Prodi seine Hände segnend auf das Haupt. Während der Konferenz wurden natürlich auch Probleme der Assimilation der Juden im ehemaligen Ostblock und die Zunahme des Antisemitismus in vielen europäischen Ländern diskutiert. Diese Gespräche, an denen unter anderem auch Israels Tourismusminister Benny Elon teilnahm, wurden sachlich und differenziert geführt. Hart in der Sache, aber verbindlich im Ton.

MEINUNG

Ich muss sicher nicht erwähnen, dass dieses Ereignis ein positives Echo in der heimischen Medienwelt ausgelöst hätte, wenn der Präsident der Kultusgemeinde seine Worte hätte halten können. Aber nein – aus welchem Grund auch immer – am selben Tag, an dem man den zu Tränen gerührten Bundespräsidenten in der ZIB1 beobachten konnte, musste Dr. Muzicant mit einer zwanghaft übertriebenen Wortmeldung diese positive Stimmung mutwillig zerstören. „Noch nie seit 1945 werde in den Gemeinden so intensiv die Frage diskutiert, ob Juden in Europa überhaupt noch eine Zukunft hätten ... in ständiger Angst weiterleben zu müssen ... dass Juden in Europa massiv daran denken, aus Europa auszuwandern“ und „Meine Kinder haben Österreich verlassen, weil sie den täglichen Stress, Juden zu sein, nicht mehr aushalten“ usw., usw. Seine Wortspende in den Abendnachrichten konterkarierte natürlich das Ergebnis der dreitä-

gigen Konferenz. Welchen Grund hat Dr. Muzicant, ein so verzerrtes und einseitiges Bild in der Öffentlichkeit zu zeichnen? Das Motiv ist, fürchte ich, pure Eitelkeit, weil nicht die Kultusgemeinde im Mittelpunkt des allgemeinen Interesses stand, sondern die Organisatoren der Konferenz. Die verzerrten Aussagen von Dr. Muzicant jedoch, die am nächsten Tag natürlich Schlagzeilen machten, verdrängten leider die positiven Ergebnisse der Rabbinerkonferenz.

Und weit und breit war kein Schadchen da, der Muzicant unter dem Tisch hätte treten können.

Im Übrigen bin ich der Meinung, dass die derzeitigen Kosten unserer Infrastruktur nicht mehr seriös zu finanzieren sind. Und wir alle sollten vermeiden, vom Wohlwollen der heutigen oder auch jeder zukünftigen österreichischen Regierung abhängig zu sein.

AUFLÖSUNG

1 M	I	2 S	3 C	4 H	5 P	6 O	C	7 H	8 E
A	●	9 C	H	E	S	S	●	10 E	L
U	●	H	●	R	●	11 T	A	K	I
12 S	13 A	L	14 Z	I	G	E	●	D	●
15 C	H	A	I	N	●	16 R	E	I	17 K
H	●	18 M	A	G	19 E	N	●	20 S	I
21 E	22 L	A	N	●	Z	●	23 L	C	N
24 L	A	S	S	25 O	●	26 K	O	H	N
E	●	S	●	27 R	28 O	E	Z	●	E
29 I	U	E	30 D	E	L	T	E	●	S
●	●	31 L	A	L	E	O	L	32 E	I
33 L	34 I	●	J	●	F	●	35 A	T	N
36 E	R	37 B		38 N	●	39 H	C	A	N
40 V	E	R	N	A	S	C	H	T	E

Waagrecht:

1. MISCHPOCHE
9. CHESS
10. EL
11. TAKIF
12. SALZIGE
15. CHAIN
16. REIK
18. MAGEN
20. SI
21. ELAN
23. LCN
24. LASSO
26. KOHN
27. ROEZ/ZORE
29. (J=I) IUEDELTE
31. LALEOLEI
33. LI
35. ATN
36. ERBEN
39. HCAN/NACH
40. VERNASCHE

Senkrecht:

1. MAUSCHELEI
2. SCHLAMASSEL
3. CH
4. HERING
5. PS
6. OSTERN
7. HEKDISCH
8. ELI
13. AH
14. EN-ZIANS/ZIONS/ZIANS
17. KINNESINNE
19. EZ
22. LA
23. LOZELACH
25. OREL
26. KETO7+res/+wes
28. OLEF
30. DAJEN
32. ETAT
33. LEV
34. IRE
37. BR/OCHE
38. NA/NA
39. HC

Leserbriefe

Der Bericht über Matthias Sindelar hat unzählige Leserreaktionen hervorgerufen, ebenso das Interview mit Jacob Biderman, in dem er die Gründung einer eigenen Gemeinde ankündigt. Einen kleinen Ausschnitt daraus veröffentlichen wir im Folgenden. Wir wollen dieses Forum am Schluss unseres Blattes regelmäßig für (Leser-) Reaktionen öffnen. Teilen Sie uns Ihre Meinung mit (office@nunu.at). Wir bitten um Verständnis, dass wir anonyme Briefe nicht abdrucken und uns Kürzungen vorbehalten. Ihr NU-Team.

„Parteigenosse Matthias Sindelar“ (NU 14/2003)



Kann Herr Menasse die unglaublichen Vorwürfe in diesem Artikel beweisen? Falls ja, möchte ich mich erkundigen, ob es möglich ist, die zitierten Dokumente zu besichtigen/Kopien davon zu bekommen? Falls nicht, hoffe ich sehr, dass einige Altaustriener diesen Schrieb nicht auf sich und der Legende Sindelar sitzen lassen und eine Klage einreichen werden.

Werner Koisser

NU: Alle Dokumente können im Österreichischen Staatsarchiv eingesehen werden.

Sindelar spielte 43 Mal im österreichischen Nationalteam, er weigerte sich im reichsdeutschen Team zu spielen und lehnte Einberufungen ab. Auch ein Zeichen seiner antinazistischen [sic!] Einstellung. Zufällig war ich letzte Woche bei einer Sindelar-Veranstaltung der Wiener Austria. Der Vortragende brachte etliche Beispiele für Sindelars antifaschistische Einstellung. Er wurde ja als judenfreundlich eingestuft. [...] Aus Sindelar einen Nazi machen zu wollen, finde ich ungeheuerlich. Als langjähriger Austrianer bin ich empört. Die Grün-Weißen-Hetze gegen die Geldschweine scheint einem neuen Höhepunkt entgegenzugehen. Ich hoffe, die Wiener Austria wird sich zu wehren wissen.

Michael Kotrc

NU: Peter Menasse ist eingefleischter Austria-Anhänger.

„Kommt Wiens 2. jüdische Gemeinde?“, (NU 14/2003)

Wir alle hängen zu Recht der Einheitsgemeinde an. Ich bin überzeugt, dass eine Kultusgemeinde in Wien ohne starke und aktive religiöse Gruppierungen in ihrer Mitte vieles von dem verlieren wird, auf das wir alle stolz sind: Wir haben ein koscheres Elternheim, einen Stadttempel, der orthodox geführt wird, die Gemeinde respektiert in ihrem öffentlichen Erscheinungsbild Chabad, Feiertage und Kaschrut; Aufnahme von neuen Mitgliedern, Hochzeiten und Scheidungen und – lehwadil – Begräbnisse erfolgen gemäß der Halacha. Ich bin überzeugt, dass auf längere Sicht vieles von dem verloren ginge, zerfiele unsere Gemeinde.

Letztlich will ich zu bedenken geben, dass eine Mehrzahl zersplitterter Gemeinden in ihrer Stimme nach außen geschwächt wäre. Die Zersplitterung würde uns alle zu Verlierern machen.

Nechemja Gang, Wien

Seit einiger Zeit häufen sich in jüdischen Zeitungen in Wien Artikel, die sich auf mehr oder minder aggressive Weise mit Chabad in Wien auseinander setzen. Würde irgendeine österreichische Zeitung nur im Entferntesten in diesem Stil über Juden schreiben, dann würden wir uns zu Recht aufregen und sofort nach dem Staatsanwalt rufen. Meist beschäftigt man sich dabei nur mit den Vorurteilen gegen Chabad, dabei wäre es so leicht, sich eine Meinung aus erster Hand zu bilden, da gerade die vollkommene Offenheit zu einer der bemerkenswertesten Eigenschaften dieser chassidisch-orthodoxen Bewegung gehört. Ich habe mich oft gefragt, woher die Kraft kommt, die von den Chabadniks ausgeht. Ich habe im Laufe der Zeit zwei Antworten für mich gefunden: Die Menschen wissen ganz genau, wer sie sind, wo sie stehen und wofür sie stehen. Das gibt ihnen ein unerschütterliches Fundament und dieses wiederum erlaubt es, anderen Menschen vollkommen offen und vorurteilsfrei zu begegnen. Die zweite Quelle der außerordentlichen Kraft von Chabad besteht darin, dass Chabad seine Arbeit ausschließlich positiv definiert. Ich habe oft den Eindruck, dass viele Juden in Wien, und auch die Führung der IKG, ihr Judentum primär über die feindliche antisemitische Umwelt definieren – der in Wien erlebbare Antisemitismus soll hier mit keiner Silbe beschönigt werden. Trotzdem habe ich bei Chabad ein völlig anderes jüdisches Selbstbewusstsein gefunden, als ich es sonst in Wien erlebe. Für mich als sekulären Juden sind die Chabadniks in erster Linie Menschen, die ihren Weg gehen, um zu zeigen, wie einfach es sein kann, uns unseren jüdischen Wurzeln und unseren Traditionen jeden Tag ein kleines Stück mehr anzunähern.

Georg Stern, Wien

Alltagsgeschichten (NU 14/2003)

Ich kann Ihre Beweggründe für Ihre Ablehnung jedweder Akzeptanz der „Kronen Zeitung“ vollkommen nachvollziehen, aber bedenken Sie doch auch Folgendes, bevor Sie sich zu sehr ärgern: All die „Kronen Zeitung“-Leser, die Wolf Martins Gedichte mit Freude lesen, ärgern sich jetzt grün und blau, dass mit „ihrem Geld“, für das sie die Krone täglich kaufen, jetzt auch noch die böse IKG unterstützt wird, von deren Schlechtigkeit sie dieselbe Zeitung vorher mühsam überzeugt hat. Und das wiederum erfreut mich schon irgendwie ... :-)

Mareile Tritthart

Lob für NU

Bekomme ich die „Gemeinde“, blättere ich sie durch und weiß eigentlich nicht, was ich da lesen soll – bekomme ich das NU, beginne ich gleich auf Seite 2 zu lesen und kann nicht aufhören. Diese Ausgabe ist wieder sensationell – bei euch merkt man das Engagement und dass wirklich journalistische Arbeit dahinter ist. Einfach gelungen!!

René Wachtel, Wien

Dass der Flügelschlag eines Schmetterlings einen Orkan auslösen kann, hat NU durch seine beiden letzten Ausgaben eindrucksvoll bewiesen:

Die NU-Story über Alfred Gerstl („Ich bin ein Makka-bäer“, NU 13/September 2003), in dem der Ziehvater von Arnold Schwarzenegger erzählt, wie Arnold mit-helf, in Graz eine Ansammlung von Neonazis aufzulö-sen, erschien wenige Tage vor der Gouverneurs-Wahl in Kalifornien und just zu einem Zeitpunkt, als Schwarzenegger wegen rassistischer und frauenfeindlicher Vorwürfe unter Druck geriet. Eine Kurzmeldung der **Austria Presse Agentur** hat die internationale Nach-richtenagentur **Reuters** aufgegriffen und binnen Minuten war NU weltweit online: **Reuters**, **Yahoo**, **RTL-Online**, die „**New Yorker Daily News**“, „**Los Angeles Times**“, die südafrikanische „**Sunday Times**“, der britische „**Guardian**“, **Focus Online** ...

Daily News.com

„Arnold Schwarzenegger, der wegen Vorwürfen, er habe Bewunderung für Hitler geäußert, unter Druck steht, hat 1964 als junger Bodybuilder mitgeholfen, einen Aufmarsch von Neonazis zu verhindern, berichtet das österreichische Magazin NU in seiner letzten Ausgabe.“ (**Reuters**, 4.10.2003)

Es folgt eine durchwegs sehr detaillierte Darstellung des Interviews, das NU-Autorin Helene Maimann im August mit Alfred Gerstl geführt hat. „Gerstls Wort-meldungen werden den Kampagnenleitern Schwarzeneggers sehr entgegenkommen“, mutmaßte **Reuters** bereits zu diesem Zeitpunkt.

FOCUS

Andere Magazine, etwa die Microsoft-Netzzeitung „**Slate**“, versteigen sich zu abenteuerlichen Mutmaßungen: „Also, NU? Ich spreche kein Deutsch“, schreibt Mickey Kaus unter „Schwarzanoia Strikes Deep“. „Aber angeblich hat Schwarzenegger eine Neonazi-Versammlung in die Zange genommen, als er ein Teenager in Österreich war ... Es ist jedenfalls eine seltsame Geschichte: Konnte sie wirklich in einem deutschen Magazin herumliegen, ohne dass die Schwarzenegger-Kampagnenleiter sie veröffentlicht hätten? Gibt es einen Grund, warum sie es nicht taten? Hätte uns Schwarzenegger nicht selbst von den Ereignissen in seiner Gewichte-Stemm-Ära erzählt, um die hartnäckigen Gerüchte über seinen sanften Umgang mit der Nazizeit zu zerstreuen?“ (<http://late.msn.com>, 7.10.2004)

Falter
Stadtzeitung Wien, Mit Programm.

Tatsache ist: Die NU-Story sorgte nachhaltig dafür, dass Kritiker von Schwarzenegger ihn nicht mehr leichtfertig als Nazi abstempeln konnten. NU ist übrigens natürlich nicht bewusst in den Wahlkampf-Ring gestiegen, um Arnold Schwarzenegger zu verteidigen (würden wir nie!), das Interview mit Gerstl war von NU-Autorin Helene Maimann bereits im August geführt worden, also lange bevor diese Vorwürfe im Wahlkampf auftauchten.

RP ONLINE

NU wurde in der internationalen Berichterstatung über Schwarzenegger übrigens durchwegs als „jüdisches Magazin“, „jüdische Zeitung“ oder als „österreichische Zeitschrift“ o. Ä. bezeichnet. Einige Redaktionen wie **Focus** oder **RP-Online** (Online-Ausgabe der „**Rheinischen Post**“) übernahmen fälschli-

cherweise die Formulierung, NU werde „von der Israelitischen Kultusgemeinde herausgegeben [sic!]“ (**RP-Online**, 4.10.2003) – welch eine Ironie des Schicksals!

Die Zugriffe auf die NU-Homepage (www.nunu.at) schnellten ob der internationalen Aufmerksamkeit in die Höhe und lagen im Oktober mit insgesamt 3.000 doppelt so hoch wie im Monatsschnitt.

Yahoo! News

Auch die darauf folgende Ausgabe von NU (NU 14/Dezember 2003) hat für gehörige Aufregung gesorgt: Unter dem Titel

„Parteienosse Matthias Sindelar“ erschien eine Dokumentation von Peter Menasse über die Arisierung des Kaffeehauses des Wunderteam-Spielers, die Stadtzeitung „**Falter**“ druckte den Artikel zur Gänze ab, es berichteten unter anderem ausführlich: „**Der Standard**“, „**Die Presse**“, „**Kurier**“ sowie die „**Frankfurter Rundschau**“.

„Matthias Sindelar war ein Held“, schreibt etwa der **Kurier**. „Eine Kickerlegende, von Friedrich Torberg mit dem Gedicht ‚Auf den Tod eines Fußballers‘ zum Märtyrer gemacht. [...] Das Heldenbild Matthias Sindelars bekommt jetzt aber Flecken: Denn Dokumente, die das jüdische Magazin NU zitiert, zeichnen ein anderes Bild.“ (**Kurier**, 13.12.2003)

„[Peter Menasse], der Journalist, Chefredakteur des viermal im Jahr erscheinenden Wiener Nachrichtenmagazins NU, hat die festlich gesinnten Bewunderer des Mittelstürmers, den ein internationaler Fachverband mit

Frankfurter Rundschau

weitem Abstand zu Österreichs Fußballer des Jahrhunderts gekürt hat, im Jubiläumsjahr

KURIER

ordentlich aufgeschreckt“, berichtet die „**Frankfurter Rundschau**“ unter „Streit um die Ikone“ (**FR**, 22.1.2004).

Vor allem auf den Kommentar- und Leserbriefseiten und auf den Chat-Foren der Zeitungen im Internet spielte sich jedoch eine ungeheuer emotionale Debatte über den Inhalt des Berichts ab – ganz offensichtlich war das Kratzen am Fußball-Mythos für viele ein unverzeihlicher Tabubruch.

PRO

Die Kommentare reichten von Aussagen wie „Ich lasse Matthias Sindelar nicht ins rechte Eck stellen“ (**Austria**-Sekretär Norbert Lopper im „**Standard**“ (15.12.2003) über „Die Grün-Weißen-Hetze gegen die Geldschweine scheint einem neuen Höhepunkt entgegenzugehen“ (siehe: NU-Leserbriefe) bis hin zu sehr differenzierten Meinungen: „Sindelar war – wie viele andere auch – ein Profiteur des NS-

DER STANDARD

Regimes. Aber wird der größte Fußballer des Landes damit zu einem Nazi?“ fragt etwa der Historiker David Forster in einem Kommentar im „**Standard**“. Nein – genau das hatte Peter Menasse auch nicht behauptet. In zahlreichen Einzelgesprächen und einer spannenden Diskussion (veranstaltet von ballesterer, „**Fair Play**“, am 3.2.2004) verteidigte und erklärte NU-Chefredakteur – und eingefleischter **Austria**-Fan – Menasse seine Recherchen und Rückschlüsse, die zahlreichen – auch anonymen Schreiben – belegen dennoch, wie schwierig die Aufarbeitung dieses Themas ist.

S. Sch.



P.B.B. ► VERLAGSPOSTAMT 1010 WIEN ► ZULASSUNGSNR.: 02Z033113M

I M P R E S S U M

OFFENLEGUNG GEMÄSS MEDIENGESETZ:

Herausgeber: Verein Arbeitsgemeinschaft jüdisches Forum mit Sitz in 1011 Wien, Postfach 1479. Obmann: Johann Adler, Schriftführer: Martin Engelberg, Kassier: Erwin Javor

Grundsätzliche Richtung: **NU** ist ein Informationsmagazin für die Mitglieder der IKG und für ihnen nahe stehende, an jüdischen Fragen interessierte Menschen. **NU** will den demokratischen Diskurs fördern.

HERAUSGEBER UND MEDIENINHABER:

Arbeitsgemeinschaft jüdisches Forum, 1011 Wien, Postfach 1479
Internet: www.nunu.at, E-Mail: office@nunu.at, Fax: +43/1/715 05 45-15
BA-CA (BLZ 12000) Kto.-Nr. 08573 923 300

MITARBEITER DIESER AUSGABE:

Martin Engelberg, Erwin Javor, Peter Menasse (Chefredaktion),
Rainer Nowak, Axel Reiserer, Peter Rigaud (Bildredaktion)
Saskia Schwaiger (Schlussredaktion)
Danielle Spera, Petra Stuibler,
Barbara Tóth, Alexia Wernegger

ABOBESTELLUNG/PREISLISTE INSERATE:

Anton Schimany +43/1/715 05 45-15

SATZ & LAYOUT:

echokom werbeagentur ges.m.b.h
1070 Wien, Schottenfeldgasse 24
Telefon: +43/1/526 26 76-0